

theol

UNITAS FRATRUM

Zeitschrift für Geschichte und Gegenwartsfragen der Brüdergemeine



Heft 41

2A 3996

10. DEZ. 1947

✓ 21

Unitas Fratrum

Heft 41

Heft 41

Herrnhuter Verlag Königsfeld

1999 MS

Herausgegeben von
Helmut Bintz, Karl-Eugen Langerfeld,
Dietrich Meyer, Hans-Beat Motel, Paul Peucker,
Hellmut Reichel, Hans Schneider

ZA 3996

Unitas Fratrum

Zeitschrift für
Geschichte und Gegenwartsfragen
der Brüdergemeine

Heft 41

Herrnhuter Verlag Königsfeld

Redaktion: Dr. Paul Peucker, Unitätsarchiv
D-02747 Herrnhut, Zittauer Straße 24

American Editor: The Rev. Otto Dreydoppel, Jr.
Director of Moravian Studies
Moravian Theological Seminary
1200 Main Street, Bethlehem, PA 18018, USA

© 1997 Herrnhuter Verlag Königsfeld
ISBN 3-931956-02-4

Ausgegeben Juni 1997

Umschlagbild:
Im Innern von Suriname, um 1900.

»Unitas Fratrum« wird im Auftrag des Vereins für Geschichte und Gegenwartsfragen der Brüdergemeine herausgegeben. Jährlich erscheinen 2 Hefte mit fortlaufender Numerierung.

Der Mitgliedsbeitrag von 48 DM im Jahr umfaßt die Lieferung von »Unitas Fratrum« frei Haus und berechtigt zum Besuch von Veranstaltungen des Vereins, vor allem seiner Jahrestagungen. Anmeldungen zum Beitritt werden an die Geschäftsstelle D 78126 Königsfeld, Zinzendorfplatz 3, erbeten.

For American Subscriptions and Inquiries: Librarian J. Thomas Minor, Moravian College, Bethlehem, Pa. 18018, USA.

Die Konten des Vereins: Postgiroamt Karlsruhe 1192 72-750 oder bei der Bank für Kirche und Diakonie Duisburg, Konto 10.11843.014 (BLZ 350 601 90).

Einzelhefte besorgt der Buchhandel oder der Herrnhuter Verlag, Zinzendorfplatz 3, 78126 Königsfeld.

21 3996

Zum vorliegenden Heft

Die Beiträge in diesem Heft von Unitas Fratrum beschäftigen sich mit Themen aus dem 18. und 19. Jahrhundert. Der erste Beitrag ist ein Lebensbericht von Elisabeth Dobler, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts mit ihrem Mann in Suriname tätig war. Prof. Dr. Ursula Thiemer-Sachse hat diesen Bericht über die Nachkommen Elisabeth Doblens in Mexico erhalten. Er unterscheidet sich deutlich von den üblichen Lebensläufen, die Mitglieder der Brüdergemeine für ihr Begräbnis schreiben. Elisabeth Dobler beschreibt die Verhältnisse sowohl in der Neuwieder Mädchenanstalt als unter den Herrnhuter Missionaren in Suriname durchaus kritisch. Der zweite Beitrag ist einer Schrift Zinzendorfs gewidmet, dem *Dresdener Socrates*, den Zinzendorf 1725–1726 wöchentlich herausgab. Der Anlaß zu diesem Aufsatz waren Archivfunde, die der Autor Thilo Daniel im Dresdener Stadtarchiv gemacht hat. Der letzte Beitrag beschäftigt sich mit der Biographie eines Bruders aus dem 18. Jahrhundert, David Cranz. Cranz ist vor allem bekannt für seine Veröffentlichungen über die Brüdergeschichte und die Mission in Grönland. Über sein Leben wußten wir bisher nur wenig. Es ist der Verdienst des Schweizer Pfarrers und Kirchenhistorikers Holger Finze-Michaelsen, uns das Leben dieses engen Mitarbeiter Zinzendorfs und fleißigen Autors vor Augen zu führen.

Mit diesem Heft hat die Schriftleitung von Bad Boll nach Herrnhut gewechselt. Dr. Helmut Bintz hat die Herausgabe von Heft 29/30 bis Heft 40 als geschäftsführender Schriftleiter betreut. Bintz ist seit 1991 Mitglied der Redaktion und hat seitdem die Schriftleitung inne gehabt. Wir danken ihm an dieser Stelle für diese Arbeit und freuen uns, daß er auch weiterhin Mitglied der Redaktion bleibt.

Unitätsarchiv Herrnhut, im Mai 1997

Paul Peucker

Elisabeth Dobler: »Einiges aus meinem Leben« Ein Bericht über die Arbeit in der Herrnhuter Mission in Surinam in den Jahren 1845–1865

eingeleitet und kommentiert von
Ursula Thiemer-Sachse

»Du leitest mich nach Deinem Rat,
Der anders nichts beschlossen hat,
Als was mir Segen bringet.
Geht's gleich zu Zeiten wunderbarlich,
So weiß ich dennoch, daß durch Dich
Der Ausgang wohl gelinget.«

Diese Verse aus dem Gesangbuch gaben Elisabeth Schlör innere Stärkung, als sie – damals noch ein junges Mitglied der Brüdergemeinde – die Schwierigkeiten des Alltags zu meistern versuchte.

1819 geboren und in den Traditionen einer Familie aufgewachsen, die zumindest seit der Generation ihrer Großeltern zur Brüdergemeinde gehörte und deren Ideale lebte, heiratete sie am 12. September 1844 den Bruder Johannes Dobler, um mit ihm in die Mission nach Surinam zu gehen. Johannes Dobler, am 11. Oktober 1811 in Hornberg im Schwarzwald geboren, hatte sechs Geschwister und war der Sohn von Johann Daniel Dobler, ebenfalls einem unter sieben Geschwistern, der vom 2. November 1762 bis zum 16. Februar 1854 gelebt hat. Über diese Entwicklung des am 23. Juli 1865 in Surinam verstorbenen Johannes Dobler erfahren wir einiges aus seinem autobiographischen Bericht, der postum in den *Nachrichten aus der Brüdergemeinde* erschienen ist.¹

Das Leben der Elisabeth Dobler gestaltete sich in jenem tropischen Land im Nordosten Südamerikas unerwartet »wunderlich« – wie es in dem von ihr geliebten Gesangbuchtext anklingt.

In den Jahren 1859/60, also nach 15 Jahren, gab es eine kurze Unterbrechung

¹ *Nachrichten aus der Brüdergemeinde* 48 (1866) 225–238. Von S. 234 an ist es die Darstellung seiner Witwe, die im Wortlaut jedoch von ihren hier vorliegenden autobiographischen Aufzeichnungen abweicht.

ihrer Aufenthalts in Surinam, die den Charakter eines Heimaturlaubs hatte. Also lebte Elisabeth Dobler bis zum Tode ihres Mannes im Jahre 1865 rund zwanzig Jahre an dessen Seite das Leben unter der »Botschaft vom blutigen Versöhnungstod Jesu« in jenem fernen Tropenland. Und zwar tat sie dies sehr aktiv und mit großer Eigenverantwortung.

Ein handschriftlicher autobiographischer Bericht über ihr tägliches Tun, ihre großen Erlebnisse und Erschütterungen sowie die Erfahrungen im Glauben ist erhalten geblieben. Sie hat ihn als Witwe verfaßt, und zwar für den Zeitraum bis zu ihrer endgültigen Rückkehr aus der Mission in Surinam nach Neuwied in den Schutz der Brüdergemeinde. In dem gesamten Bericht nennt sie nicht ein einziges Mal den Vornamen ihres Mannes, sondern erwähnt ihn generell nur als »mein Mann«, was einerseits den Respekt zeigt, den sie ihrem Lebensgefährten entgegenbringt, und andererseits darauf hindeutet, daß der Bericht nur für diejenigen gedacht war, die sich auskannten: die eigenen Verwandten und die Brüder und Schwestern im Glauben, für die Haltung und Handeln wichtiger waren als exakte Dokumentation. So fehlen insgesamt doch wohl einige Details, die für uns heute recht interessant sein könnten.

Das Manuskript befindet sich im Besitz ihrer Urenkelin Helga Dobler in Lomas de Cocoyoc, Oaxtepec/Morelos, in Mexiko. Spätere Aufzeichnungen der Elisabeth Dobler sind nur noch kurze Notizen zu den wichtigsten Daten ihres Lebens, die sie bis ins hohe Alter weitergeführt hat. Die letzte Eintragung von ihrer Hand betrifft den 25. Juli 1889 über die Geburt des Enkels Max Leonhard Dobler in Kleinwelka bei Bautzen. Damals stand Elisabeth Dobler kurz vor Vollendung ihres 70. Lebensjahres. Einer ihrer Söhne hat die Eintragungen fortgesetzt, jedoch nicht ihr Sterbedatum angegeben. Es handelt sich um Hinweise auf die großen Ereignisse der Weltpolitik zu Beginn unseres Jahrhunderts und die zu gleicher Zeit wichtigsten Ereignisse der Familiengeschichte. Daher wissen wir, daß der von Elisabeth Dobler zuletzt erwähnte Enkel es dann ist, der 1912 über England und die Vereinigten Staaten nach Mexiko ging. 1920 folgte ihm dessen Mutter Marie Elisabeth Dobler, geb. Linnich, Witwe von Johannes Theodor Dobler, dem am 22. September 1847 geborenen zweiten Sohn unserer Autorin, nach Mexiko. Auch sein Bruder Herman Theodor entschied sich für dieses lateinamerikanische Land, wo er im Juli 1921 in Westmexiko eintraf. Damit stellt sich die Verbindung zu den nunmehr in Mexiko lebenden Nachkommen der Elisabeth Dobler her.

Neben der Fülle von Eindrücken aus dem Miteinander der Schwestern und Brüder der Unität, die ihr Bericht vermittelt, sind es vor allem die Beschreibungen des Lebens in der Mission, die ihre Aufzeichnungen so interessant machen. Die darin enthaltenen genauen Daten und Aufzeichnungen über verschiedene

Personen, vor allem auch Brüder und Schwestern im Glauben, stellen einen konkreten Beitrag zur Missionsgeschichte der Herrnhuter in Surinam dar. Wie Elisabeth Dobler ausführt, hat ihr Mann rund 2000 Menschen getauft und damit in die Gemeinschaft der Brüdergemeinde geführt.

Der Kampf mit der fremdartigen Naturumwelt, mit immer wieder aufflackernden Krankheiten und Trennungsschmerz, der durch Tod und Abschied von denjenigen erfolgen mußte, die in ihre deutsche Heimat zurückkehrten, kennzeichnete den Alltag der Elisabeth Dobler.

Sie wurde mehrfach Mutter: im Zeitraum von zwölf Jahren gebar sie sieben Kinder. Der Tod entriß ihr zwei bereits im frühen Kindesalter. Sie wußte aber im Glauben Stärkung zu finden. Schwer fiel ihr jedoch auch immer wieder der Abschied von den Kindern, die – sehr klein noch – nach Deutschland gegeben werden mußten, und zwar zur Erziehung und Ausbildung durch die Unität. Elisabeth Dobler ließ sich sogar überzeugen, ihre dreieinhalbjährige Tochter Ellse, ihr sechstes Kind, in Deutschland zu lassen, als sie nach ihrem Erholungsurlaub nach Surinam zurückkehrte. Erfahrungen aus der eigenen Kindheit und Jugend wirkten dabei mit und vermochten sie zu stärken.

Die Schilderungen der Seereisen nehmen einen besonderen Platz in dem Bericht ein, weil Elisabeth Dobler dort die Nöte der Passagiere auf entsprechenden Überfahrten sichtbar macht und eine eindrucksvolle Schilderung einzelner Charaktere gibt. Außerdem erfährt man, wie die Autorin sich der Menschen annimmt, und zwar nicht nur der ihr ausdrücklich zum Schutze anempfohlenen.

Viele Einzelheiten lassen erkennen, wie sich die Schwester der Herrnhuter Brüdergemeine mit den Problemen des Zusammenlebens von Vertretern unterschiedlicher Menschengruppen auseinandersetzte, zum Beispiel der Sklaven afrikanischen Ursprungs und der Chinesen. Sie wertete Handlungen und Haltungen und stellte dabei ihren Lebensidealen getreu Gewaltanwendung und Unterdrückung, aber auch Ignoranz und Selbstherrlichkeit in Frage und verurteilte sie. Den missionierenden Jesuiten stand sie dabei ebenso kritisch gegenüber wie anderen, die ihre Interessen in Form eines unterschwelligten Konfessionsstreits durchzusetzen versuchten. Sie schilderte das Auftreten von einzelnen Juden sowie Christen anderer Konfession und nahm zu deren Lebenshaltungen Stellung – wobei sie teilweise durch hilfsbereites Handeln die Distanz überwand. Nur gegenüber den »Götzenpriesterinnen« als denjenigen, die ihre Missionstätigkeit wohl am meisten gefährdeten, bezog sie offenbar eine ablehnende Haltung. Sie verwies auf die Missionspraktiken ihres Mannes; dazu gehörte auch: »Manchen Götzentempel hatte er zerstört und manche Götzenpriesterin getauft ...« (S. 93). Es ist bei ihr bemerkenswerterweise nur von Götzendienerrinnen die Rede. Die Religionspraktiken der Buschneger-Bevölkerung

(ndl. marons; engl. maroons) sind dadurch gekennzeichnet gewesen, daß es Medizinmänner oder Schamanen und ebensolche Frauen gab, die von einem Geist besessen waren, sogenannte Wintimänner und Wintifrauen.

Elisabeth Dobler selbst wurde in die Aufgaben der Schulerziehung einbezogen, weil sie ihren Mann aktiv und eigenverantwortlich vertreten mußte, während er auf Missionsreisen im Lande unterwegs war. So sind es nicht nur der Haushalt und ihre eigenen Kinder, um die sie sich zu kümmern hatte. Sie wurde vielmehr zu einem Mittelpunkt des Geschehens, des täglichen Miteinanders der Menschen in den verschiedenen Orten Surinams, in denen das Ehepaar während seines zwanzigjährigen Aufenthalts eingesetzt war. Dabei nahm sie auch von Anfang an Einfluß auf andere Frauen, Schwestern der Brüderunität, die sich weniger aktiv und selbständig unter diesen extremen Bedingungen zu bewegen vermochten. Auch war sie mit der Alphabetisierung Erwachsener befaßt. Dies läßt sich aus ihrem bescheiden formulierten Tatsachenbericht erschließen.

Wenn sie weniger auf die Mühen ihres Mannes während seiner Missionsreisen einzugehen vermochte, dann vor allem, weil sie fast nie an den gefährvollen Bootsreisen in diesem fast amphibisch zu nennenden Lebensraum teilnahm, sondern nur immer die Auswirkungen bis zur Zerrüttung der Gesundheit ihres Mannes zu spüren bekam. Sie wurde insgesamt gut mit den an sie gerichteten Anforderungen fertig und vermochte manches Außergewöhnliche so einzuschätzen und zu bewältigen, wie sie es einmal formulierte, nämlich: »Dies war ganz surinamisch« (S. 79). Sie hatte diese fremdartige Lebenswelt zur ihrigen gemacht!

Neben der gleichmäßigen Schrift lassen wichtige Hinweise aus ihren Aufzeichnungen klar erkennen, wie ihre Autobiographie entstanden ist. Einerseits spricht sie bei der Beschreibung der ersten Aufgaben, die das Ehepaar in Surinam zu erfüllen hatte, von ihrem »seligen Mann« (S. 23). Das zeigt eindeutig, daß sie ihre Aufzeichnungen, so wie sie erhalten sind, während ihres Witwentums begonnen hat. Andererseits bestechen die genauen Daten- und Namensangaben, an denen nicht zu zweifeln ist. Hatten die Aufzeichnungen doch eher das Ziel, eine Lebensbilanz zu ziehen und die »Geschwister« der Brüderunität sowie ihre eigenen Nachfahren zu unterrichten, als das, eines Tages als ein bemerkenswertes Zeitdokument zur Veröffentlichung vorgelegt zu werden. Zu diesen genauen Angaben steht der Hinweis der Autorin im Kontrast, daß sie zu Beginn der sechziger Jahre nach langer mit Fieber verbundener Gallenblasenentzündung zwar wieder zu Kräften kam, »aber blutarm bin ich geblieben, auch blieb mein Gedächtnis für immer geschwächt.« (S. 86 ihres auf 98 Seiten eines Schulheftes niedergeschriebenen Berichts). Sie muß sich also auf frühere Notizen gestützt haben, denen sie auch die Darstellung anlässlich des Todes ihres

Mannes entnahm, möglicherweise vergleichbar denen der Annalen ihrer letzten Lebensjahre. Dabei flocht sie offensichtlich Familienüberlieferungen ein, die ihre eigene Kindheit betrafen. Da sie eine Reihe leiblicher Geschwister hatte – drei oder auch vier Schwestern sind im Bericht beiläufig erwähnt –, sind derartige Streiflichter glaubhaft. Sie sind auch gewiß wichtig, weil sie bestimmte Situationen, wie sie für das Leben und den Glauben in der Brüdergemeinde in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts kennzeichnend sind, aus der Sicht einer Frau wiedergeben.

Auch scheint Elisabeth Dobler den Bericht aus einer entsprechenden zeitlichen Distanz verfaßt zu haben, die es ihr möglich machte, mit folgender Bemerkung ihren weiteren Lebensweg in den Schluß einzubeziehen: »Den 10. Juli 1866 in Neuwied angekommen, zog ich gleich ins Wittwenhaus, wo auch noch mancherlei Schweres meiner wartete.« (S. 98).

Aus ihren späteren Kurznotizen geht hervor, daß sie den Problemen der Mission verbunden blieb. Ihr erstgeborener Sohn August wirkte als Missionslehrer zunächst in Indien und später im mittleren Westen der USA.

Auch findet sich eine Bemerkung, die aus dem Rahmen der Aufzeichnungen über Lebensdaten ihrer Kinder, Schwiegerkinder und Enkelkinder herausfällt und zeigt, daß sie weiterhin am Geschehen in Surinam Anteil nahm. Sie vermerkte für den 11. Mai 1883: »Einweihung der neuen Kirche auf Cath. Sophie Suriname.« 1855 war ein vorheriger Kirchenbau geweiht worden, der dort erstmalig entstanden war und ihrem Mann als besondere Wirkungsstätte gedient hatte.

Die holländische Kolonie Surinam, seit 1667 unter niederländischer Kontrolle (dabei von 1804–1816 letztmalig unter englischem Einfluß), stand unter der Oberhoheit eines vom holländischen König eingesetzten Gouverneurs, als das Ehepaar Dobler dort wirkte. Die Gesamtbevölkerung wird für die Mitte des 19. Jahrhunderts auf annähernd 70 000 Menschen geschätzt, von denen ungefähr 17 000 Indianer und sogenannte Buschneger (ndl. *bosnegers*) waren, letztere die Nachfahren entlaufener Sklaven afrikanischen Ursprungs und deren Mischlinge mit Indianern der Gruppen, zu denen sie geflüchtet waren. Es gab dort damals zudem ungefähr 4000 Asiaten, in der Mehrzahl wohl Chinesen, die als sog. »Kulis« zur Arbeit auf den Plantagen ins Land geholt worden waren.

Für 1882 gibt es eine Schätzung, die fast 24 000 »Herrnhuter« für Surinam angibt. Man bedenke, daß die Brüderunität in jener Zeit insgesamt ungefähr 30 000 Mitglieder hatte – und dazu rund 70 000 Anhänger in den Missionsgebieten, damals »Heidenchristen« genannt. Aus diesen Zahlen wird deutlich, welche Rolle die auch von den Doblern mitgetragene Missionstätigkeit in Suri-

nam im Verhältnis zu den gesamten Aktivitäten der Herrnhuter Brüdergemeine besaß, entfiel doch ungefähr ein Drittel der von ihr Missionierten auf eben dieses südamerikanische Gebiet jenseits des Atlantik.

1735 waren die ersten drei Herrnhuter dorthin gekommen, um die Möglichkeiten einer Missionsarbeit zu erkunden. Drei Jahre vorher hatten die Herrnhuter auf der Antilleninsel Santo Tomás damit begonnen; im gleichen Jahr 1735 setzten sie mit ihren Bemühungen in Nordamerika ein, erst später dann in der afrikanischen Kapprovinz (1737). 1748 gründeten sie den Ort Pilgerhut in Berbice, der 1763 bei einem Sklavenaufstand zerstört wurde. Es handelte sich zuerst um eine Missionsarbeit unter den indianischen Ureinwohnern von Surinam. Die Missionsstation wurde jedoch dann von den Indianern verlassen, die sich vor den *bosnegers* fürchteten. Eine 1845 – in dem Jahr, in dem auch das Ehepaar Dobler in Surinam Fuß faßte – von holländischen Bauern in Groningen am Saramacca-Fluß gegründete Niederlassung brach bald völlig zusammen. Insgesamt war das Klima Surinams für Europäer nicht günstig, wie auch aus den vielen Hinweisen auf Krankheiten im Bericht unserer Autorin deutlich wird. So kam es, daß vor allem die Befriedung des Inlandes von den Herrnhutern abhing, die entlang der Flüsse Cottica, Commewijne, Suriname, Para und Saramacca Pflanzungen anlegten. Als Höhepunkt der Mission wird die Zeit nach der endgültigen Sklaven-Emanzipation 1863 angesehen, eine Zeit, in deren Anfang noch die Bemühungen des Bruders Dobler fielen.

Surinam war ein besonderes Zuckerrohr-Anbaugebiet. Aber auch Kakao, Kaffee und Baumwolle spielten in seiner Wirtschaft eine Rolle. 1858 wurden rund 250 Plantagen betrieben. Die letzten sieben Jahre vor der endgültigen Emanzipation der Sklaven betrug die Zuckerproduktion 15 000 Tonnen. Nach der Aufhebung der Sklaverei ging die Zahl der auf den Plantagen Tätigen sehr zurück. Sie betrug 1882 nur noch etwas über 8000, von denen knapp die Hälfte Einwanderer waren. Nachdem 1878 Gold in ausbeutungswürdiger Menge im Saramacca-Fluß und den linken Nebenflüssen des Maroni entdeckt worden war, veränderte sich die Situation stark, weil ein Jahr darauf schon Hunderttausende Hektar in Form von Konzessionen an Goldsucher vergeben waren und der Goldrausch die Freigelassenen von den Plantagen abzog. Doch diese mit Zahlen zu veranschaulichende Krisensituation der Plantagenwirtschaft bildete sich erst heraus, als Frau Dobler längst in ihre deutsche Heimat zurückgekehrt war.

Die Küstenregion Surinams ist durch viele Flußsysteme und durch Kanäle gekennzeichnet. Letztere sind von den Holländern entsprechend ihren heimatischen Erfahrungen angelegt worden und vergrößerten das Netz der Verkehrswege entscheidend, so der 1809 gebaute Kanal, der vom Wanicakreek ausging und die Flüsse Saramacca und Suriname verband. Auf diesen Verkehrsadern

führ auch der Herrnhuter Bruder Dobler im von schwarzen Rudersklaven vorangetriebenen Boot auf seine Missionsreisen. Dies war die Welt, in der die Brüdergemeine in Südamerika missionierte, die Welt, die uns aus den persönlichen Eindrücken der Elisabeth Dobler entgegentritt.

Der Text ihres Berichtes wurde so übernommen, wie er verfaßt worden ist. Auf eine Anpassung an die gegenwärtig gebräuchliche Orthographie wurde verzichtet. Mit einer Reihe von Anmerkungen wurden Details korrigiert oder auch kommentiert, deren Sinn manchem heutigen Leser eventuell weniger vertraut ist. Die Seitenzahlen des Originalmanuskripts sind in eckigen Klammern eingefügt.

Einiges aus meinem Leben

[1] Ich bin geboren in Bönnigheim², den 25. Oktober 1819.³ In meiner zarten Kindheit, nach dem Tode meiner beiderseitigen Grosseltern, zogen meine Eltern im Winter vom Hause meiner Mutter in das Haus meiner Grosseltern väterlicher Seits, während ich die Rötheln hatte. In Federbetten gewickelt wurde ich über die Strasse getragen; soll aber hernach einmal so schwach gewesen sein, dass man mich für todt hielt; auf einen Theelöffel alten Wein, der mir eingeflösst wurde, sei ich wieder zum Leben gekommen. Später einmal hielt man mich für verloren, meine Mutter suchte mich in der Angst mit einer langen Stange in einem offenen niedrigen Brunnen und unter der Stadtmauer, an einer Stelle, wo das Wasser durchgeleitet war. Meine leichtsinnige Wärterin (Fried. Schnatterer) hatte mich nach ihrer Gewohnheit an eine Hausecke [2] gesetzt, und mich allein gelassen; um diese in die Angst zu bringen, versteckte mich unsere Nachbarin (Eva Tomas) in ihrer Schlafstube, hinter ihrem Bett, wo ich mich auch ganz still soll verhalten haben, bis ich wieder hervor geholt wurde, (das Mädchen wurde dafür bald entlassen).

Durch den Umzug meiner Eltern mussten wegen uns Kindern die Diaspora-Versammlungen⁴ verlegt werden, welche bisher für die Schwestern in unserem

² Ort in Württemberg, nördlich von Stuttgart.

³ Der Geburtsname Schlör der Verfasserin dieses autobiographischen Berichtes Elisabeth Dobler, genannt Lisbet (S. 14 des Manuskripts) ist bei deren Urenkeln nicht mehr bekannt gewesen.

⁴ Die ursprünglich für die seit dem babylonischen Exil außerhalb Palästinas unter den »heidnischen« Völkern lebenden Juden verwendete Bezeichnung Diaspora (aus dem griech. Wort für »Zerstreuung« abgeleitet) benutzten die nicht in Herrnhut wohnenden

Hause gehalten wurden. Mein Vater war, wie seine Eltern, ein warmer Freund der Brüdergemeine, und nahm auch später an der Leitung der Versammlungen theil. Er hatte eine strenge Kindererziehung, welche mir aber mehr Furcht als Liebe zu ihm einflösste; doch so viel wurde mir bald klar, dass meinen Eltern das Seelenheil ihrer Kinder sehr am Herzen lag, daher auch nichts unversäumt blieb, uns vor den Verführungen der Welt [3] zu bewahren; solcher Gefahr war ich in nächster Nähe ausgesetzt.

Eine uns gegenüber wohnende Frau, namens Hörsch wusste einen bösen Einfluss auf mich auszuüben; oft wenn meine Eltern nicht zu Hause waren, rief sie mich in ihr Haus zu ihrer Tochter, welche mit mir in gleichem Alter war. Eines Tages redete sie mir unter allerlei Versprechungen so lange zu, bis ich mich verleiten liess, ihr in unserem Keller Wein zu zapfen, in eine Giesskanne welche sie mir zu diesem Zweck mitgab; auch Schinken wollte sie gern aus dem Schornstein haben, wozu ich jedoch nicht fähig war; und welche Angst und Herzklopfen bekam ich, als ich Tags darauf meinen Vater die Mutter fragen hörte »Was ist nur im Keller passiert? Der Kran am grossen Fass leckt ja!« Ich hielt mich ganz still, ging aber von dem an nicht mehr in das Nachbarhaus. Etwa 15 Jahre später, als ich zum Besuch zuhause war, ging diese starke Frau, samt ihrer elend gewordenen Tochter am Bettelstab; [4] da riefen sie mir auf der Strasse nach »Ach, hätten wir doch gelebt wie du! Du hast einen besseren Weg eingeschlagen. Wir müssen jetzt büssen für unsere Sünden!«

Sobald ich begriffen hatte, dass die Frommen selig und die Gottlosen verdammt werden, fing ich an, über die Sache nachzudenken, ich fühlte, dass ich nicht fromm sei, und wünschte, als Kind zu sterben, weil ich gehört hatte, dass alle Kinder selig werden. Einmal stand ich am oberen Stadttor, und sah in der Ferne die schönen, dicken, weissen Wolken auf dem Heuchelberg (die Grenze zwischen Baden und Württemberg), drei Stunden von Bönningheim entfernt. Da dachte ich »ach, wäre ich doch auf dem Berg, da könnte ich in den Himmel hineinsteigen.« Ich bekam eine solche Sehnsucht, dass ich anfang zu laufen nach diesem Ziel, unbekümmert, was meine Mutter sagen würde, wenn ich nicht mehr nachhause käme. Ich sprang und sprang auf der Chaussee, und [5] schaute dabei oft unter den Bäumen weg nach meinem Ziel aus, bis mir endlich klar

Mitglieder der Brüdergemeine, die mitten unter einer Bevölkerung anderer Konfessionen wohnten, für ihre Gemeinschaft. Der Begriff bezog sich vor allem aber auf die Freunde der Brüdergemeine in den evangelischen Landeskirchen, die in Gemeinschaften zusammenkamen und von Herrnhuter »Diasporaarbeitern« betreut wurden. Die Besucher dieser Diasporaversammlungen traten nicht aus der Landeskirche aus und wurden auch keine formellen Mitglieder der Freikirche Brüdergemeine.

wurde, dass ich die Wolken nie werde erreichen können, denn sie schienen immer entfernter zu sein, und traurig kehrte ich wieder um; träumte dann auch einmal des nachts, wie ich vor unserem Hause langsam gen Himmel geschwebt sei, aber oben an den Wolken angelangt, wieder herunterfiel, worüber ich aufwachte.

In meinem 6ten Jahr fing ich an, die Schule zu besuchen, und da ich, durch die Hilfe meiner Schwester schon anfang zu lesen, während die Anderen erst die Buchstaben lernen mussten, so hatte dies zur Folge, dass ich in den Klassen immer voraus war, und bei solchen zu sitzen hatte, die 1–2 Jahre älter waren als ich.

Einmal lief ich heimlich fort, um im Schulhof die Seiltänzer und Kunstreiter zu sehen; da, beim Ausschauen, in der Nähe eines grossen Nährbrunnens stehend, fühlte ich mich plötzlich ganz sanft, sitzend emporgehoben, woraufhin ich in eine Pfütze geworfen wurde; ein entronnener Ochse hatte mich auf die Hörner genommen, und wieder abgesetzt.[6] Als ich nass tropfend nachhause kam, erhielt ich meine Strafe.

Später einmal warf mich, samt meinem kleinen Schwesterchen ein solch wilder Ochse um, und sprang über uns weg, ohne uns im Geringsten beschädigt zu haben.

Das Lernen wurde mir nicht schwer, gelegentlich stellte mich unser Schullehrer kurz zur Aushilfe zum Schulehalten an; und das ganze letzte Schuljahr besorgte ich ihm den Küsterdienst, wobei ich jedoch manche Schule versäumte.

1832 besuchte ich vom 1ten Februar bis Mai täglich den Confirmations-Unterricht als Confirmandin bei Vikar Binder, welcher mir sehr gesegnet war. 1833 war ich Confirmandin, und genoss den Unterricht bei Vikar Kraus, einem ganzen Weltmann. Selten kam er zur rechten Zeit um 11 Uhr, daher mir die Aufgabe wurde, ihn zu rufen, und häufig fand ich ihn im Wirtshaus (Krone); so war sein Leben, so war auch seine Lehre. [7] Bald darauf wurde er seines Amtes entsetzt.

Die Confirmation durch Stadtpfarrer Kleinmann war mir, so wie auch der Genuss des heiligen Abendmahls, sehr wichtig, liessen aber keine besonderen Segensspuren bei mir zurück.

Jetzt aus der Schule auszutreten, kostete mich viele Tränen, einige mal, wenn um 8 Uhr die grosse Schulglocke läutete, nahm ich meinen Pack Bücher unter den Arm, die Bibel hatte nie fehlen dürfen, und wollte in die Schule gehen, bis mir's von meinem Vater ernstlich verboten wurde; aber ein Heimwehgefühl nach der Schule hatte ich jedes Frühjahr auch in Neuwied noch. Nun kam die Entscheidungszeit, wohin ich mich wenden wollte, zur Welt, oder zu Kindern Gottes; einen Mittelweg gab es nicht.

Die Welt hatte nichts Anziehendes für mich. In die Versammlung zu gehen und mich den Geschwistern anzuschliessen, wagte ich nicht, da zu der Zeit keine jungen Mädchen die Versammlung besuchten. [8] Da wir keinen gläubigen Prediger hatten, so fügte es Gott, dass wir dasselbe Jahr den frommen Dr. Hahn zum 2ten Prediger (Helfer) bekamen; bei ihm sollte ich mit meinen Altersgenossen, nach unser und unsrer Eltern Wunsch noch einmal den folgenden Confirmationsunterricht mitgeniessen, was er aber des feindlich gesinnten Stadtpfarrers wegen nicht wagte, dagegen versprach er, für die Neuconfirmirten eine Sonntagabend-Versammlung im Schulhaus einzurichten. Diese Versammlungen waren mir zu grossem Segen, ich freute mich von einem Sonntag zum andern darauf, sie wurden aber bald von Alt und Jung besucht, so dass die grossen Schulräume nicht mehr zureichten. Bald entstanden Erweckungen unter den jungen Leuten, welche sich dann, so wie auch ich, auf Helfer Hahn's Rat den Diaspora-Geschwistern anschlossen.

Nun war mein ganzer Wunsch und Bestreben, ein Eigenthum Jesu zu werden. Zu der Zeit wurde ich plötzlich krank; eine schwere Erkältung zog mir auf die Brust, und hinderte mich am Athmen; [9] ich bekam eine furchtbare Todesangst, meine ganze Grundverdorbenheit trat mir vor die Seele; ich schrie laut: Ach lieber Heiland! Erbarme dich über mich, lass mich nur noch eine Stunde leben! Vergib mir meine Sünden! Sonst bin ich verloren. Meine Sünden standen wie ein hoher Berg vor mir. Nichts fiel mir ein, als solche Sprüche und Verse, die von Gericht und Verdammis handelten, wie »Oh Ewigkeit, du Dornenwort!«

Auf die Frage Helfer Hahn's, ob ich etwas besonderes auf dem Herzen habe, wusste ich nichts zu nennen, sondern hauptsächlich, dass ich für den Heiland gelebt und meine Sünden mir nicht vergeben seien und ich nicht beten könne. Da riet er mir! Er verstehe der Augen Tropfen und des Herzens Klopfen, und so seufzte ich die ganze Nacht hindurch, Herr hilf mir! [10]

Der Arzt hatte mir Blutegel setzen lassen, wodurch die Engigkeit nachliess. Da sah er ein kleines Büchel, das ich hinter mich versteckt hatte, es war das Anklopfen des Heilandes vor der Thüre des Menschen; dies zog er hervor, blätterte es durch, und sagte: »Fort mit dem Buch! Das ist nichts für dich; du stirbst nicht, und wenn du auch stirbest, so würdest du doch selig; du hast nicht gestohlen und nicht gemordet, und bist ein braves Mädchen.« Sein Trost haftete aber nicht, ich dachte, du bist ein ebenso armer Tropf wie ich. Mir lag alles daran, der Vergebung meiner Sünden gewiss zu werden; da machte mich Helfer Hahn darauf aufmerksam, dass es mir nur am Glauben fehle, und dann sagte er: »Als ein verordneter Diener der christlichen Kirche kann ich dich im Namen Gottes versichern, dass dir deine Sünden vergeben sind. Der Heiland hat sein Blut auch für Dich vergossen, und will dich jetzt an Kindesstatt annehmen.« —

Ich horchte ganz erstaunt, dachte in meinem Herzen: Ist das wahr? [11] Und plötzlich war mir, als sagte mir eine Stimme »Ja, es ist wahr.« – Auf einmal waren alle Zweifel verschwunden, ich fühlte den Frieden Gottes, und war die Nacht durch so selig, wie nie zuvor. Ob im Traum oder in Wirklichkeit, weiss ich nicht, aber, der Mond schien an die Wand, und da sah ich den Heiland am Kreuz, wie er mich so freundlich anblickte.

Wenn ich in den folgenden Tagen gefragt wurde, wie es mir gehe, so konnte ich weiter nichts antworten, als es geht mir gut. Ich konnte beten; viele tröstliche Bibelsprüche fielen mir ein. Mit meiner Gesundheit ging es wieder gut, und wenn ich über die Strasse ging, so bedauerte ich in meinem Herzen fast jedermann, von dem ich wusste, dass er noch ohne einen Heiland lebt.

Zu Ostern 1837 nahm mich mein Vater mit nach Neuwied, zum Besuch, woselbst er einen Bruder hatte. Mir wurde die Wahl gelassen, da zu bleiben, oder wieder mit nach hause zu gehen. Beides wurde mir schwer, [12] und da ich wusste, dass mich meine Mutter nicht gerne wieder fortgehen lassen würde, so entschloss ich mich, zu bleiben, wodurch ich ihr aber viele Tränen soll verursacht haben.

Ich war der Meinung, unter lauter Kinder Gottes zu kommen, und da unter Gleichgesinnten ungestört dem Heiland leben zu können, worüber ich mich aber bald getäuscht fand. Ich kam auf die Mädchenstube zu wohnen, und gleich, den ersten Tag, zu einer Stunde, da gerade keine Vorgesetzte da war, trieben die Mädchen (lauter zur Gemeine gehörige) sich vor beide Spiegel stellend, viel Leichtsinns; da sagte eine derselben »Aber Mädchen! Habt Ihr schon vergessen, dass gestern Schw. Räbel (die Pflegerin) zu uns sagte, wir sollten uns nur recht zusammen nehmen, denn wir bekämen jetzt eine steife Württembergerin auf die Stube«; worauf eine andere erwiderte: »Ja, und zu dir hat sie gesagt, du als die Älteste sollst mit gutem Beispiel vorangehen.«

Nun hatte ich genug; ich vermisste die Herzensfreundschaft, die wir zuhause hatten, war für mich verschlossen, und hatte viel Heimweh, wovon ich jedoch in meinen Briefen nichts erwähnte, [13] da dieselben vor dem Abschicken erst von der Pflegerin gelesen wurden, daher ich manches darin heuchelte. Das Beten habe ich aber dabei nicht verlernt. Oft lief ich hinauf ins Schlafsaalsgängel, sah dort sehnsüchtig nach der Richtung woher ich gekommen war, und wünschte, meine Eltern wüssten etwas von meinem Ergehen. Doch kann ich nicht leugnen, dass alle, Vorgesetzte und Mädchen gut zu mir waren, und mich freundlich behandelten. Ich wurde bald ins Mädchencor⁵ und im Mai des darauf folgenden

⁵ Einteilung in »Chöre«, d.h. nach Alter und Geschlecht sowie Lebensverhältnissen vereinigte Gruppen.

Jahres ins Schwesterncor, und im März darnach in die Gemeine aufgenommen.

In der Küche und Oekonomie traten Schwestern aus; da sollte ich nur 14 Tage lang aushelfen, da sich aber niemand zu der Stelle fand, so musste ich bleiben. Die viele Arbeit, 2 mal wöchentlich nachts ½1 Uhr aufstehen und backen, [14] und am Tag in Küche, Gärten und Feldern arbeiten, wurde mir am Anfang sehr schwer (bei 16 Thaler Lohn im Jahr), jedoch kam ich bald mit einer neu hinzugekommenen Schwester in ein vertrauliches Herzensverhältnis, was mir bis dahin gefehlt hatte. Wir waren einfältig und vergnügt im Herrn, beteten viel, und fühlten die Schwere unseres Berufs nicht mehr so drückend.

Als ich über 6 Jahre in Neuwied war, wollte ich auf Wunsch meiner Eltern zur Confirmation meiner jüngsten Schwester einen Besuch zuhause machen; dies wurde mir der vielen Arbeit wegen und weil niemand zur Aushilfe genommen werden sollte, abgeschlagen; darüber verstimmt wurde ich zur Pflegerin gerufen, (Schw. Winkler) welche mir sagte: »Lisbet! Du siehst ja so verstimmt aus; wohl darum weil Du nicht nachhause reisen darfst?« Ich: »Ja!« Sie: »Was fällt Dir ein, weisst Du nicht, dass Du Dienstschwester bist und Dich zu fügen hast?« und ich, mir wohl bewusst, dass ich bis jetzt unverdrossen, aus Leibeskräften, Tag und Nacht gearbeitet hatte [15] (wir hatten damals eine grosse Bäckerei) so dass ich nur Sonntag nachmittags von 2–5 Zeit hatte, meine Kleider zu flicken, auch dass ich, besonders im Sommer so viel als möglich verhindert war, die Versammlungen zu besuchen, (am Gründonnerstag mussten wir im Garten graben), fühlte mich jetzt recht unterm Druck. Ich weinte bitterlich, ging auf den Boden an meinen Schrank, schlug mein Gesangbuch auf, wo mir der mir Zeit des Lebens wichtig gebliebene Vers zu Gesicht kam. »Du leitest mich nach Deinem Rat, der anders nichts beschlossen hat, als was mir Segen bringet. Geht's gleich zu Zeiten wunderbar, so weiss ich dennoch, dass durch Dich – der Ausgang wohl gelinget. – Nach hartem Tritt, auf rauher Bahn – nimmst Du mich einst zu Ehren an, wo mich vor Deinem Thron erfreut – Die Krone der Gerechtigkeit – Herr Jesu Christ! Ach voll Begier, – wünsch ich zu sein, mein Gott bei Dir!« [16]

1844 erhielt ich einen Ruf als Gehülfin des led. Bruder Dobler auf die Mission nach Surinama⁶, den ich im Vertrauen auf des H.C.' Durchhülfe annahm. Den 12ten Sept. wurden wir in Neuwied durch Br. Gamba getraut; reisten am darauffolgenden Tag nach Zeist⁷ ab, und von da nach 2 Tagen Aufenthalt in

⁶ Surinama = Ndl. Suriname = Surinam, das damalige Holländisch Guayana.

⁷ Brüdergemeinort östlich von Utrecht.

Begleitung der zum Besuch in Europa gewesenen Geschw. Treu⁸ nach Amsterdam und Nuewediep⁹, wo wir uns an Bord eines Dreimasters begaben.

Wir waren auf einen engen Raum beschränkt, in dem das Schiff ausser Militär-Arzt und Offizier auch 65 Mann angeworbene Soldaten mit sich führte, welche im Schiffsraum untergebracht waren, sich aber den Tag über viel oben auf dem Verdeck aufhielten; einige Deutsche darunter, welche zu sprechen nur Br. Treu Erlaubnis erhielt, hatten viel Heimweh, und bereuten ihren gethanen Schritt zu spät. [17]

In der Nordsee begegneten wir einem seiner Masten beraubten Schiff, welches die Notflagge gehisst hatte. Ich sah nur einen Mann und eine schwarz gekleidete Dame, welche sehnsüchtig nach Hilfe ausschaute. Der Offizier verlangte von unserem Capitaen Maier, den Verunglückten zu helfen; statt dessen aber segelte er schnell vorbei, unter dem Vorwand, es könne ein gekapertes Schiff sein, worauf zwischen Kapitän und Ofizier ein heftiger Wortwechsel entstand. Diese arme Frau kam mir lange nicht aus dem Gemüth. Auf der Reise waren mir die Gebete Br. Treu's besonders für seine Kinder sehr wichtig. Die beiden Brüder hielten abwechselnd in unseren engen Räumen Morgensegen, und lasen Sonntags eine Predigt, auch gesungen haben wir oft.

Wir waren 7 Wochen auf der See, da hiess es eines abends, es gibt Schalkartoffeln zum Nachtessen, worüber sich alle Passagiere freuten, denn unsere Kost war immer knapp; auch bekamen die Seekranken, welche nicht essen konnten, nie etwas Stärkendes. [18]

Als wir eben bei einbrechender Nacht in die Kajüte zum Essen uns begeben wollten, erblickten wir in einiger Entfernung ein Feuer, welches wir für ein brennendes Schiff hielten; der Capitän liess messen und wurde mit Schrecken gewahr, dass wir vor einer Sandbank¹⁰ waren; rasch wurde Anker geworfen. Das Feuer war ein in Surinam üblicher Buschbrand.

Am folgenden Morgen sahen wir uns an der Seeküste, Salem gegenüber, wo Geschw. Jacobs wohnten. Wir waren also an der Mündung der Surinam¹¹ vor-

⁸ Wilhelm Treu war Präses der Brüdergemeine in Surinam von 1839 bis 1846.

⁹ Dieser Ort an der Küste vor Amsterdam – es ist identisch mit Nieuwedijk (»Neudeich«) – heißt heute IJmuiden.

¹⁰ Auf Holländisch hieß die gesamte mit Mangrovewäldern bewachsene Küste von Surinam: *modderige Zeekust*; vor der Küste lag die *Modder Bank*. Es handelt sich um Anschwemmungen der großen Flüsse, vor allem des Amazonas-Stroms, die sich in diesem Küstenbereich abgelagert haben.

¹¹ Ndl. Surinamerivier, einer der bedeutendsten Flüsse, der für das Land namengebend war. Die Flüsse des Schwemmlandgebietes der Küste, das in der Regenzeit bis zu 30 km

beigefahren, und mussten, um dieselbe zu erreichen, bei ungünstigem Wind 8 Tage lang in grosser Hitze zurück kreuzen, zu unserer Langeweile und zum Schaden unseres geizigen Capitäns, welcher, wie man glaubte, aus Geiz dem verunglückten Schiff nicht zu Hülfe gekommen war. [19]

Nach einer Seefahrt von 8 Wochen langten wir glücklich in Paramaribo¹² an. Br. Rätthling war uns in einem kleinen Boot entgegengefahren. Am Landungsplatz begrüßte uns eine grosse bunte Menschenmenge, welche uns ins Missionshaus geleitete, wo uns die Missionsgeschwister im Speisesaal bewillkommneten, und wo dem Herrn ein allgemeiner Dank für seine gnädige Bewahrung dargebracht wurde. Während wir die erste Woche im alten sogenannten Schneiderhaus wohnten, liess uns Bruder Tank¹³ (Vorsteher) in einem einstöckigen Gebäude¹⁴, zwischen der Kirche und der Vorsteher-Wohnung, eine Wohnung zurecht machen, die aber so tief lag, dass in der Regenzeit die Diele in der Schlafstube nass war, weil sie im Wasser lag, die Bretter der Seitenwände waren so schlecht angepasst, das man an vielen Stellen die Hand durchstecken konnte, später, nach uns wurde ein Stock daraufgebaut, und nur oben bewohnt; es hatte vorher zum Wäschetrocknen und zu einer Leichenkammer für unsere Neger gedient. [20] Unsere ganzen Möbel bestanden aus einem Tisch, vier Stühlen, einer alten Comode und zwei Bettstellen. Da wir unsre Sachen nicht auspacken konnten, so baten wir um einen Schrank für unsere Kleider, (die Geschwister waren alle gut mit Möbeln versehen), da sagte Br. Tank »Schwester Dobler, komm mit, ich will Dir zeigen, wo *ich* meine Kleider habe.« Ich ging mit ihm. Er zog seine Comode-Schubfächer auf, und zeigte mir seinen einzigen Sonntags-Anzug, Hose, Weste und Frack, einen Schrank hatte er nicht, auch ausser Leibwäsche keine Kleider, weil er sie immer bald wegschenkte, und meist neue trug; eine Bettstelle hatte er auch nicht, (er war seit kurzem Witwer), sondern seine Matraze lag auf der Erde (Diele) nach Negerart. »So,« sagte er, »so gehört sich's für Missionare«. (Er war ein reicher dänischer Ministersohn, im Schloss, auf dem Berg geboren). Er liess dann aber doch von einer Kiste aus

landeinwärts überschwemmt ist, bilden eigene Flußsysteme, die zum Meer hin entwässern, nicht zum Orinoko oder Amazonas.

¹² Paramaribo, bedeutende Stadt, am linken Ufer des Surinamerivier 25 km landeinwärts gelegen, heutige Hauptstadt, in der rund 90% der Gesamtbevölkerung des Landes leben.

¹³ Der Norweger Niels Otto Tank (1800–1864) war 1842–1847 Vorsteher, d.h. Verwaltungsleiter, der Herrnhuter Arbeit in Surinam. Er wurde bekannt durch seine Kritik an der Sklaverei.

¹⁴ In Surinam waren Stadt- wie Plantagengebäude Holzhäuser.

dem Missionsladen ein Schränkchen für uns zusammennageln und grau anstreichen. Ich hatte Wäsche auszubessern und mich dann seiner bes. Gunst zu erfreuen, [21] indem er mir manches von seiner sel. Frau schenkte. Oft hiess er mich mitkommen, wenn er Kranke besuchte; oft in der grössten Hitze, wo ich, im Schweiss gebadet, kaum gleichen Schritt mit ihm halten konnte, denn er war ein grosser Mann, und stets im Rennen.

Ohngefähr 4 Jahre wohnten wir in diesem Haus, während welcher Zeit wir manches erlebten, wovon ich hier nur einiges erzählen will. Den 24. September 1845 wurde unser erstes Kind geboren, welches durch Br. Treu, der zugleich Patenstelle übernahm, getauft und den Namen August erhielt. Zu der Zeit war viel Krankheit unter den Geschwistern, auch Schw. Hartmann, welcher ich in der Haushaltung half, bekam Fieber, und da niemand sonst konnte, so besorgte ich die gemeinschaftliche Küche und Haushaltung; fast in jedem unserer Missionshäuser lag jemand von Geschwistern krank. Ich ging in der Sonnenhitze von Haus zu Haus, um mich nach dem Befinden und den Bedürfnissen jedes Einzelnen zu erkundigen, und bekam denn auch Fieber. [22] Nun war mir aber nicht zumuthe, wie früher, wenn ich im Schwesternhaus einmal unwohl wurde, wobei mir der Gedanke kam, es könnte dies der Anfang zu einer Krankheit sein, die möglicherweise mein Ende herbeiführen könnte, worüber ich anfang, mich schon zum Voraus zu freuen; sondern, bei dem Gedanken, ich bin noch Wöchnerin, und wer weiss, ob das Fieber nicht einen schlimmen Verlauf nimmt, und vielleicht gar mein Ende herbeiführt, bekam ich mehr Angst als Freudigkeit, denn ich fühlte mich unvorbereitet, und mein Herz hing an Mann und Kind; doch der Herr segnete die angewandten Mittel, so dass ich in wenig Tagen wieder gesund war.

Bald wurde auch unser Präses, Br. Treu krank, an dem wir mit vieler Liebe hingen, und ging zu aller Leidwesen, nach kurzer Krankheit in die ewige Ruhe ein; er war ein unermüdeter treuer Knecht des Herrn. Nachts übersetzte er das Neue Testament ins Negerenglische¹⁵, und brachte ein ordentliches Gesangbuch zustande, und Tags über war er stets eifrig beschäftigt [23] mit predigen,

¹⁵ Als Negerenglisch = »negro English«, Sranang, wird der ursprünglich von den Kreolen gesprochene Dialekt bezeichnet, der sich zur *lingua franca* in Surinam entwickelte und neben Holländisch als der offiziellen Sprache des Landes weit verbreitet ist; er besteht aus einem Gemisch von Wörtern holländischer, englischer und portugiesischer Herkunft; seine Grammatik kennzeichnet ihn als echte Kreolsprache. Sie war allgemein gebräuchlich; es ist aus den Aufzeichnungen zu erschließen, daß auch die Kinder der Autorin diese Kreolsprache verwendeten, sie also dort auch in den Familien der Herrnhuter üblich war, zumal die entsprechenden Kindermädchen sie gebrauchten.

Unterricht, Conferenzen, Krankenbesuchen usw. und war Schullehrer. Ich war bei vielen Sterbebetten, aber ein Erbauliches auf solche Weise habe ich doch nicht erlebt; nicht nur, dass er viel für die Missionare, die Negergemeine und seine Angehörigen betete, sondern, er war auch einigemal entzückt, und erzählte herrliche Dinge, die er gesehen und gehört hätte. Die ganze Colonie war in Trauer, und der Leichenzug wollte kein Ende nehmen.

Da neben der Missionsarbeit meinem seligen Mann die Leitung einer Schuhmacherei und Lederhandel übertragen war, er aber oft auf Missionsreisen war, so besorgte ich den Lederhandel, half in der Haushaltung, hatte meinen Krankendistrikt zu besorgen, beim Abendmahls-Sprechen Theil zu nehmen, und sonst noch mehrere kleine Aemter zu besorgen, so überstieg es fast meine Kräfte; und als ich auch noch von einer bösen Augenkrankheit befallen wurde, [24] welche auch meine Kinder und viele andere hatten, während mein Mann selten zuhause war, so habe ich das Schlafen fast verlernt, und da mir durch die Unerfahrenheit der Frau des derzeitigen neuen Vorstehers nichts abgenommen, sondern noch mehr dazu zugemuthet wurde, so schwächte ich meine noch sehr schwachen Augen noch mehr durch vieles Weinen; auch hatte ich viel Sorge um meinen lieben Mann. Es war noch Sklaven Zeit, die Mission hatte auch nur Sklaven zur Arbeit, andere waren nicht zu bekommen; nun hätte mein Mann zu seinen Missionsreisen nach der Suriname¹⁶, Saramacca¹⁷, Batavia (Etablissement)¹⁸, Para¹⁹, Comerogne und Buschland²⁰ immer zum wenigsten 6 gesunde Bootsneger nötig gehabt, einen zum Steuern, und 5 zum Rudern²¹, damals waren die Touren noch lang, weil manche Plantagen noch nicht für's Evangelium geöffnet, auch ausser Charlottenburg und Salem noch keine Aussenposten angelegt waren; Wurstel en Jacobs war bereits eingegangen; Rust en Werk²² erst an-

¹⁶ Gebiet am Surinamerivier.

¹⁷ Gebiet am Saramaccarivier.

¹⁸ Auch Batavi genannt. Siedlung, an der Einmündung des Bataviakreek auf der rechten Seite des Copenamerivier gelegen; dorthin wurde die 1791 gegründete Lepröstation Voorzorg 1823 verlegt.

¹⁹ Plantage Para, am rechten Ufer des mittleren Surinamerivier gelegen; der Pararivier oder Parakreek ist ein linker Nebenfluß des Surinamerivier.

²⁰ Landeinwärts liegende Urwaldgebiete in Boven-Suriname (Ober-Surinam), Lebensraum der sog. Buschneger: holl. bosnegers, deren Missionierung durch die Herrnhuter 1765 begonnen hatte.

²¹ Hauptverkehrswege waren in Surinam die Flüsse und Kanäle; Haupttransportmittel war das Balsaboot (Boot aus dem leichten Balsa-Holz), das gerudert wurde.

²² Im Mündungsbereich des Suriname Rivier am rechten Ufer des Commewijne Rivier gelegen.

gefangen. 6 Neger wurden ihm auf seine Beschwerde hin auch versprochen, [25] statt dessen bekam er aber nach wie vor stets nur 5 zum Theil kränkliche Neger mit ansteckenden Krankheiten von Beekhuizen²³, die zu keiner anderen Arbeit fähig waren. Dem einen waren die Zehen halb abgefault, einem andern die Fingerspitzen, und wieder andere hatten's versteckt unter ihren Kleidern; dazu war es wohl bekannt, dass sie sich manchmal auf seine Bootsmatratze legten, aus seiner Wasserkanne tranken, u.s.w., sie hatten ihn zugleich auf den Pl.²⁴ zu bedienen. So kam es denn oft, dass er, nachdem er angestrengt den Tag über gepredigt und gesprochen hatte, wenn er dann des abends nassgeschwitzt sich zur Weiterreise anschickte, erst die Neger zusammen holen und dann selbst rudern oder steuern musste, was für die Gesundheit auf den nächtlichen Ausdünstungen auf dem Fluss sehr schädlich war; dadurch bekam er häufig nichts zu essen, als seine Brodzwiebacke und Schinken, die er bei sich hatte. Er hatte keine Ordnung im Schlafen und Essen und war nur ein Wunder, dass er nicht noch öfter krank nach Hause kam. [26]

In unserer Wohnung waren alle möglichen Tierchen vertreten, ausser den lästigen Muskitten²⁵, Mombiren²⁶ und Zicken²⁷ auch Skorpione, Tausendbeine²⁸, Kreuzspinnen und andere ganz grosse, auch Schlangen und Kakerlaken ohne Zahl. Unsere Diele hatte manche Astlöcher, da kam es dann zuweilen vor, dass die kleinen, ganz gefährlichen, braungefleckten *ouroekoekoe-sneeki* (Nachtaubenschlangen), welche ihre Nester darunter hatten, heraufkrochen; einmal sass ich abends in der Dämmerung stricken, da plötzlich wickelte sich etwas langes, kaltes um meinen blossen Arm; der Dunkelheit wegen konnte ich es nicht erkennen, ich schleuderte es ab, und lief davon. Einmal, es war an einem Ostermontag, nahm ich aus einem mit einem Deckel versehenen Körbchen, welches hinter meiner Bettstelle stand, Kinderwäsche heraus, um sie einzuweichen, da blieb mir ein solches Thierchen an der Hand hängen; ich dachte, es sei eine von den grossen Eidechsen, sah aber gleich die Flecken, und schleuderte es mit einem Schrei unters Bett. Ein Bruder Tank, der gerade vorbei kam, tötete sie und trug sie hinaus. [27] Nicht weit davon, auf der hinteren Treppe zum Speisesaal sass der kleine Joh. Treu, neben ihm eine solche *ouroekoekoe*

²³ Ndl. »Bachhausen«, Name eines Ortes im Hafenviertel von Paramaribo am Suriname Rivier.

²⁴ Plantagen.

²⁵ Mosquitos, Stechmücken.

²⁶ Mombiren: ndl. mompelen = murmeln: summende Insekten.

²⁷ Zecken.

²⁸ Tausendfüßler.

Schlange zusammengerollt, er wollte mit ihr spielen, und während ich ihn schnell wegzog, war sie in ihr Loch gekrochen. Der Biss von dieser kleinen Sorte ist so gefährlich, das man in einer Stunde tot ist.

Was mir aus jener Zeit besonders erinnerlich geblieben ist, ist ein Besuch, welchen ich auf Pl. Rust en Werk bei Geschw. Wünsche machte, da sah ich zum erstenmal die unbarmherzige Behandlung der Negerklaven. Wir gingen abends spät an der Nachbarsplantage vorbei, während die Neger von der Feldarbeit kommend, sich in Begleitung des Bastian²⁹ (Treibers) vor dem Haus des Verwalters sich versammelten. Alle diejenigen Männer und Frauen, welche ihr vorgeschriebenes Mass Arbeit nicht fertig bekommen hatten, und das waren die meisten, wurden eins ums andere durch 2 Bastians, auf jeder Seite stand einer, auf blossen Körper durchgepeitscht, [28] dass das Blut herunterlief. Schreien durften sie nicht, sonst bekamen sie noch mehr Hiebe, sondern mussten, wie immer und überall üblich, »gran tangi masra!« (grossen Dank, Herr) sagen nach jedem Hieb. Die armen Geschöpfe sahen aus wie ein Gerippe, denn sie hatten fast nichts zu essen; es war lange Zeit grosse Hitze und Miswachs gewesen, daher sie Samstags keine Austheilung von Nahrungsmitteln für die Woche bekamen, und doch Tag für Tag die volle Arbeit von ihnen verlangt wurde. Ueber diesen Anblick wurde mir fast ohnmächtig; da sagte man mir: »Ja, das ist einmal nicht anders hier zu Land; wer seine Arbeit nicht fertig macht, bekommt Strafe, das muss man gewohnt werden.«

Den 22. September 1847 schenkte uns der Herr unser 2tes Söhnchen, welches mein Mann bei der Taufe in inbrünstigem Gebet dem Herrn an sein Herz legte. Er erhielt die Namen Theodor Johannes. [29]

Im Jahre 1848 wurden wir von der Stadt nach Charlottenburg versetzt, woselbst mein Mann mit Br. Jansa zusammen die Pl. des dortigen Distrikts mit Wort und Sakrament zu bedienen hatte. Nur einige mal reiste ich mit meinen 2 Söhnen mit, da hatte ich denn auf einer Plantage an der Perica³⁰ bei der Taufe der Erstlinge bei 2 erwachsenen Negerinnen Pate zu stehen, weil in jener Gegend noch keine Getaufte waren.

Den 13. Oktober 1849 schenkte uns der Herr ein kleines Mädchen, welches in der hl. Taufe die Namen Wilhelmine Auguste erhielt.

Im April 1850 wurden wir in die Stadt zurückberufen, um von da aus nach

²⁹ Bási (Saramaka-Bosnegers-Dialekt) = Boss einer Arbeitsgruppe an der Küste; (vielleicht abgeleitet von: Bastão (port.) = heiliger Stock zum Geisteraustreiben).

³⁰ Pericarivier, linker Nebenfluß des Cotticarivier.

der Saramacca, auf die Regierungsplantage Cath. Sophia³¹ zu ziehen, und den dortigen Distrikt zu bedienen, d.h. die Station selbst, die obere und untere Saramacca Plantagen und das Etablissement Batavia an der Copename³², wo die *Boersia* oder Lazaruskranken³³ wohnten. [30] Von der holländischen Regierung war an den Gouverneur die Weisung ergangen, dass daselbst eine Kirche gebaut und ein Missionar angestellt werden soll, dies wusste aber der Administrator Humphries (ein Irländer) zu verhindern, so dass wir wieder mehrere Jahre in der Stadt wohnten, von wo aus mein Mann seine früheren Pl. Reisen wieder fortsetzte, und dazwischen an der Missionsarbeit in der Stadt theilnahm.

Ich half aus, wo es nötig war bei Geschwistern, beim Sprechen, Krankenbesuch, Sonntagsschule, u.s.w. Wir wohnten im Eckhaus über dem Laden; uns gegenüber wohnte Herr Gisius, ein Makler, jetzt ist das Haus, Hof und Seitengebäude Missionseigenthum. Da konnten wir jeden Montag die Peitsche knallen hören, wenn der Herr seine 2 Sklavinnen, welche ihm in vergangener Woche durch ihren Kuchenverkauf auf der Strasse nicht genug Geld verdient hatten, peitschen liess. Da gab's auch grosse Bakroe-Geschichten³⁴, welche zu erzählen zu weit führen würde. [31]

Unsere kleine Wilhelmine war ein braves stilles Kind. Nach kurzer, aber schwerer Krankheit, Leber- und Gehirnhautentzündung, nahm sie der Herr am 10. August 1850 in einem Alter von 10 Monaten weniger 3 Tagen zu sich in sein himmlisches Reich, worüber ich mich bei allem Trennungsschmerz doch sehr freute. Viel schwerer wurde mir der Abschied von unserem kleinen August, welchen wir im darauffolgenden Jahr, am 10. Juli 1851 auf das Schiff begleiteten, um ihn zur Erziehung nach Klein-Welka³⁵ zu schicken. Er reiste mit dem verwitweten Bruder Rätthling, dessen Sohn August, Wilh. Döhrmann und Maria Vetter.

Das Jahr 1851 war ein besonders schweres für unsere Mission, indem so viele unserer Missionsgeschwister starben. Es wurde allgemein gemissbilligt, dass gleich zu Anfang der Krankheit die Conferenz den Brüdern, welche im Hospital zu besuchen und sonntags Versammlung zu halten hatte, verboten,

³¹ Catharina Sophia, am linken Ufer des Unterlaufs des Saramaccarivier gelegene Plantage, die 1790 gegründet worden war (nach der Ehefrau C.S. Bake des Gouverneurs Friderici benannt).

³² Coppenamerivier.

³³ Lazarus gilt als Patron der Aussätzigen; es sind hier die Leprakranken gemeint, deren sich die Herrnhuter besonders angenommen haben.

³⁴ bakkerij (holl.) =Bäckerei, also: Geschichten aus der Bäckerei.

³⁵ Kleinwelka, Brüdergemeinort in der Lausitz, nördlich von Bautzen.

während der Dauer des gelben Fiebers³⁶ dorthin zu gehen. [32] Dies machten sich die Jesuiten-Priester zu Nutze, sie besuchten alle Kranken und taufte die Nichtkatholiken, darunter auch europäische Soldaten und Matrosen, um, wenn dieselben im Sterben lagen, und keiner von den Priestern bekam das gelbe Fieber, während bei uns einer nach dem anderen daran starb. Auch die kranken Missionsgeschwister sollten wir nicht besuchen. Die Pflege bes. der led. Brüder Münch, Nonnig, Lehmann und Eisslöffel wurde allein einer Nationalgehülfen³⁷, der Mulatin³⁸ Philippine, überlassen; diese Krankheiten bekamen meist Furchtsame, auch junge Leute, die noch europäisches Blut hatten, und Kinder von 4 Jahren.

Den 26ten August 1851 schenkte uns der Herr ein gesundes, kräftiges Söhnchen, es wurde Friedrich Wilhelm getauft. Gleich nach der Taufe kamen einige Negerinnen zu mir, und erzählten, der Lehrmann³⁹ habe so sehr für sein Kind gebetet, dass er gesorgt habe, der Heiland wolle ihm, wenn er es für nötig fände, lieber eine schwere Krankheit auferlegen, als ihn den breiten Weg wandeln lassen, [33] damit seine Seele gerettet werde.

An demselben Tag, dem 6ten September, legte sich unser Theodor am gelben Fieber, welches so heftig auftrat, dass er zuletzt, nachdem ihn der Arzt wiederholt aufgegeben hatte, alle Todeszeichen bekam, auf welche alle Andern, bes. 4-jährige Kinder, auch Johannes Stanke, starben. Diese Zeichen waren, schwarzes Erbrechen, schwarzer Stuhlgang und schwarze Flecken um die Ellenbogen. Doch, der Herr segnete die zuletzt angewandten hom.⁴⁰ Mittel; (das viele Calomel⁴¹ wurde ausgeschüttet, welches die Ärzte in grosser Menge gaben). Er schlief wieder zum ersten mal, und mit der Besserung ging es rasch vorwärts, zum grossen Erstaunen des Arztes und zu unserer Freude und Dank gegen den Herrn.

Theodor hatte den festen Glauben, dass der Heiland Gebet erhört, weshalb er viel vorgebetet und gesungen haben wollte, und in den letzten Tagen der Krämpfe hörten sie jedesmal so lange auf, als ich bei ihm betete oder sang, [34]

³⁶ Auch Schwarzes Erbrechen oder Dschungelfieber genannte, von Viren hervorgerufene und von Mücken übertragene Infektionskrankheit der feuchtheissen Tropengebiete.

³⁷ Interessant ist in diesem Falle der Begriff »national«, der sich hier als »einheimisch« ausdeuten läßt.

³⁸ Mulatte = Mischung zwischen »Weissen« und »Schwarzen«, Nachkommen der aus Afrika importierten Sklaven.

³⁹ Auch *Ieriman*; sranang Bezeichnung für den »Lehrer«, den Missionar.

⁴⁰ Homöopathisch.

⁴¹ Kalomel, Quecksilberchlorid, besonders in der Medizin verwendet.

und kehrten gleich wieder, sobald ich mich zurückgezogen hatte. Auf des Arztes Befehl musste er, nur mit einem doppelten Bettuch zugedeckt, Tag und Nacht im Durchzug liegen; durch diesen Nachtzug zog ich mir auch eine Erkältung zu (als Wöchnerin) und bekam Fieber. Vor dem Arzt, dessen Masse Calomel ich fürchtete, liess ich mich nicht sehen, und der Herr gab seinen Segen, dass das Fieber nachliess, auf einige hom. Mittel.

Später einmal brachten die Neger meinen Mann nachts um 12 Uhr krank von einer Reise nach Hause. Er hatte Fieber und die rote Ruhr⁴² sehr stark. Er war nachts in seiner Hängematte im Durchzug gelegen und es hatte auf ihn geregnet. Die Brüder setzten mir stark zu, ich solle eiligst den Arzt rufen lassen, denn, meinte Bruder Wullschlegel⁴³, »bei solchem Blutverlust kann er nicht lange mehr leben, und Du kannst es dann nicht verantworten, wenn Du ihn ohne Arzt sterben lässt«. Da sagte mein Mann kurz: »Bitte verschont mich mit dem Arzt; [35] ist die Krankheit zum Tode, dann sterbe ich leichter ohne das viele Calomel; und ist sie zum Aufkommen, dann werde ich bei hom. Mitteln schneller wieder gesund.« Dies beruhigte mich; da meinte Br. Wullschlegel: »Na, wenn der wieder gesund wird, dann bekomme ich auch Glauben an die Homoeopathie.« Bruder Brauer hatte sich auch in denselben Tagen an der Ruhr erkrankt, gelegt, und zwar in viel schwächerem Grad; und als mein Mann von seiner ersten Pl.-Reise gesund wieder zurückkehrte, war ersterer noch bettlegerig und bekam immer noch Besuche vom Arzt.

1854 den 13ten Januar schenkte uns der Herr ein Knäblein, während mein Mann auf Reisen war. Es erhielt in der hl. Taufe den Namen Adolf Herrmann.

Den 31. Mai 1854 brachten wir unseren Theodor auf's Schiff, auf dem er in Begleitung der Geschw. Bauch mit ihrer kl. Caroline, Bruder Döhrmann, Carl Glöckler und Jul. Höppner [36] nach Europa zur Erziehung reisen sollte.

Das war wieder ein schwerer Abschied; wir eilten, uns von ihm zu trennen, und begaben uns schnell zur Schiffsleiter, während die 2 Knaben sich noch krampfhaft an ihre Eltern anklammerten, und herzerreissend flehten: »Ach liebe Eltern! Verstoß mich doch nicht! schick mich nicht fort! behaltet mich doch bei Euch! Ich will gewiss immer recht gehorsam und artig sein!« Währenddessen wurden schon die Anker gelichtet, wir kletterten rasch in unser kleines Fahrzeug hinunter, das schon stark hin- und her schaukelte, da hörten wir unseren Theodor schreien, sahen auch seinen Kopf über Bord hängen, und war dann gleich verschwunden. Später hörten wir, er wollte uns nach, über Bord springen, wurde aber schnell weggezogen und in die Kajüte hinunter getragen.

⁴² Dysenterie.

⁴³ Heinrich Rudolph Wullschlägel war Präses von 1849 bis 1855.

Oh, solche Szenen sind schrecklich, sie haben einen langen Nachklang, und schneiden bis in die Seele.

Nicht lange darnach sassen wir eines Nachmittags um 4 Uhr im Speisesaal beim Mittagessen, als ein heftiges Gewitter im Anzug war. [37] Um nicht den darauffolgenden tropischen Regen abwarten zu müssen, eilte ich mit meinem Teller in der Hand nach Hause, zu meinen Kindern. Eben angekommen, schlug der Blitz gerade über uns ein. Es war eine plötzliche furchtbare Erschütterung mit Krachen und Klirren, ich neigte mich am Tisch haltend zur Seite, und mein kleiner Wilhelm, welcher an seinem Tischchen stand, sank auf sein Stühlchen zurück, dann sagte er: »Mama! lobbi Helpiman ben skreki mí, ma a no ben kili mí«, d.h. »Mutter! Der liebe Heiland hat erschreckt mich, aber er nicht hat getötet mich«. Nun wollte ich die 2te Treppe hinauf, um nachzusehen, wurde aber der starke Schwefeldunst schon auf der 2ten Stufe zurückgedrückt. Es war ein kalter Schlag; der Blitz fuhr oben dem Draht entlang, zersplitterte eine Dachsparre und eine Anzahl Schiefern; fuhr von da über unseren Zimmerplatz, wo 2 Neger betäubt umfielen, [38] da quer über die Strasse in ein Haus, Treppe auf und ab, und zerschlug eine, unter der hinteren Hausthüre stehende Götzenprie-sterin. Derweile kamen die Brüder von Tische an, jeder mit einem Scheuerlap- pen in der Hand, um die Niederlage, in welche der Regen geströmt war, von ihrem Wasserbad zu befreien.

Während dieser Zeit unseres Wohnens in Paramaribo machte ich eine trauri- ge Entdeckung, wozu mir eine vertraute Negerin manchen Fingerzeig gab. Die meisten unserer Kinderwärterinnen trieben die Sünden Sodoms paarweise mit- einander⁴⁴; dies näher zu schildern passt hier nicht, ist aber schrecklich und widernatürlich, ich selbst habe einmal des Nachts zwei bei ihrer Schandtat er- tappt; sonst nehmen sie auch den Tag dazu. Selbstverständlich war ich stets in Angst um meine Kinder, während meiner Abwesenheit. Es ist nicht leicht, seine Kinder in solchen Händen zu wissen und treibt ins Gebet. Mehrmals hatte ich dieser Sache wegen Wärterinnenwechsel; aber selbst diejenigen, [39] welche als gute Kirchkinder angesehen waren, waren nicht frei davon, denn diese Sünde ging in der ganzen Stadt unter dem weiblichen Geschlecht sehr im Schwunge; sie nennen es *takroe mati*, d.h. hässliche Freundschaft. Davon wussten die Männer gelegentlich viel zu erzählen, denn es gab häufig Veranlassung zu Schlägereien zwischen Mann und Frau.

1855 wurde endlich der strenge Befehl der holländischen Regierung an den Gouverneur u. Administrator Omphris, ausgeführt, Kirche und Wohnung für den Lehrer auf der Regierungsplantage Cath. Sophia zu erbauen; und schon ehe

⁴⁴ Lesbische Liebe.

alles fertig war, bekamen wir die Weisung, dorthin abzureisen, wo wir mit unseren 2 Kindern, Wilhelm und Adolf am 12. Juli 1855 ankamen. Am 22. Juli 1855 wurde die Kirche feierlich eingeweiht. Unsere Kirche und Wohnung standen mitten auf dem Zuckerfeld⁴⁵, da gab es gleich von Anfang viel Arbeit, bis nur Wege, Negerwohnungen, Küche, Gärten usw. angelegt waren. Dabei hatten wir 80 Kinder in der Schule von 7–15 Jahren, [40] und keinen Schullehrer. Die Brüder erwarteten von der Regierung, sie würde uns einen Schullehrer zur Hilfe geben, und diese wieder überliessen dies den Brüdern, und somit blieben wir 10 Jahre lang, während unseres dort Wohnens ohne Hülfe, obgleich wir damals die grösste Schule hatten. Mein Mann war viel auf Reisen. Die kurze Zeit, welche er Zuhause verbrachte, hätte er mögen viele Hände und Köpfe haben, da sollte er überall mit Rat und Tat beispringen, so dass ich mich nur oft im Stillen wunderte, wie er es aushielt, denn auch auf den abentheuerlichen Bootsreisen, in diesem Distrikt zu Land und See hatte er schwere Strapazen und viele Unannehmlichkeiten durchzumachen, wozu auch gehörte, dass der auf dem Etablissement Batavia wohnende Jesuiten Priester Donders alle Mühe tat, wenn's ihm nicht anders gelingen wollte, unsere armen Kirchleute dort, wenn sie gerade in Not und Verlassenheit waren, um viel Geld in seine Kirche überzuziehen, was ihm häufig gelang. Um die Heiden kümmerte er sich nicht, sondern nur um protestantische Neger. Auch mir war reichlich Gelegenheit geboten, [41] meine körperlichen und geistigen Kräfte anzustrengen, in dem so ungesunden erschlaffenden Klima, besonders, wenn meine alten Dienstleute fieberkrank waren, was häufig vorkam. Da musste ich Köchin, Wäscherin, Bäckerin, Kindermädchen und Schullehrer zugleich spielen, und war oft angegriffen zum Liegenbleiben, besonders wenn auch noch die Kinder unwohl waren.

In der Tagesschule waren die Kinder in 4–5 Klassen eingeteilt; diese alle in Ordnung zu halten, war oft nicht leicht. In der Sonntagsschule waren 10–15 Personen, zum Teil alte abgestumpfte Leute, die aber noch lesen lernen wollten, und nach der Abendversammlung von 8–10 Uhr junge Neger, welche erst lesen, später auch Rechnen und Schreiben lernten. Auch Gesangvereine bildeten sich nach und nach.

1856 den 11. Oktober schenkte uns der Herr ein kleines Töchterlein, während eines Besuchs in der Stadt. In der hl. Taufe [42] erhielt es den Namen Elise Friederike.

⁴⁵ Hier zeigt sich deutlich, wie die Siedlungen im Bereich der Zuckerrohrfelder entstanden bzw. erweitert wurden. Zuckerrohrfelder waren ja bereits gerodeter Busch oder Urwald und daher günstigeres Bauland.

Bald nach unserer Rückkehr nach Cath. Sophia nahm der Herr nach ganz kurzer Krankheit unser bald 3jähriges Söhnlein Adolf zu sich, worüber ich mich im Stillen mehr freute als betrückte. Tags zuvor sass er mit seinem Bruder Wilhelm spielend und singend draussen in der Galerie, jeder sass in einem grossen Palmblatt, (einem Kinderboot ähnlich), mit kleinen Rudern in die Luft rudern. Sie sangen die negerenglische Arie »Na fesi vo da gloritroon«. Das sagte er: »Nein, Bruder, nicht den Vers, wir wollen singen *Gloria, Gloria! tien doezend moi pikien de tan, Dem singi gloria!*« (d.h. zehn tausend schöne Kinder dort sind, sie singen gloria.). Er sang mit heller Stimme. In der Nacht um 2 Uhr bekam er Krämpfe, und verschied nachmittags nach 2 Uhr. – Geschw. Van Kalker⁴⁶ waren gerade zum Besuch bei uns.

Hier waren wir auch mit allerlei lästigen Insekten und Tieren geplagt; besonders viel Zicken hatten wir unseren Kindern fast täglich unter den Nägeln der Zehen herauszubohren, was immer ein jämmerliches Geschrei verursachte; [43] auch von verschiedenen Sorten Schlangen waren wir belästigt, sind aber durch Gottes gnädige Bewahrung nie gebissen worden. Unter dem Wohnhaus, welches auf lauter hohen Pfosten stand, hatten wir unsere Vorratskammern, und sonst allerlei Gebälk, Bretter und dgl. Die kleinen bösen Schlangen krochen gelegentlich aus den Bierkannen, wenn sie geschweift werden sollten. NB⁴⁷: Bier hatten wir nicht, sondern wir kochten Hopfen mit Zucker, ohne Malz, weil letzteres dort sauer wurde; dies wurde in die Kannen gefüllt, Bier genannt.

Die Wasserschlangen hausten gerne hinter den Indianer-Trinkwassertöpfen, hinter Fleisch-, Butter- und Hering-Fässern, und die grossen Aboma⁴⁸, vor der sich die Neger besonders fürchten, kamen in die Gärten, Hühnerstall und unters Haus. Einmal kam unser Wilhelm aus der Küche, (dort stehen alle Küchen ein Stück vom Wohnhaus ab), da kam ein solch riesiges Tier aus dem Zuckerfeld heraus, [44] ihm nachgesetzt über den Weg. Wir schrien von oben herunter: »Schnell, spring auf die Treppe, eine Aboma setzt dir nach!« und eben hatte er die untersten Stufen erreicht, da fuhr sie unter seinen Füssen weg, durch das Lattengitter unters Haus. Einmal hatte uns eine solche ein paar türkische Enten verschluckt, und legte sich neben unseren A.B.⁴⁹, welcher auf den Canal gebaut war, ans Wasser, da rief mein Mann die Chinesen, welche in einiger Entfernung ein grosses Haus bewohnten. Die kamen denn eilends, schossen sie tot,

⁴⁶ Theophil Christian von Calker war Präses von 1855 bis 1868.

⁴⁷ NB = Notabene.

⁴⁸ Name, den die Eingeborenen Guayanas jeder großen Schlange geben, evtl. Boas gigas; letztere sind dunkelgelb und haben dunkle Streifen auf dem Rücken.

⁴⁹ A. B. = Abort.

schleppten sie vor ihr Haus, wo sie ausgenommen und gewaschen wurde; auch die verschluckten Enten wurden zubereitet; die ganze Schlange in Stücke geschnitten, nur das Gift in der Nähe des Schwanzes wurde dem Negerdoktor gebracht. Dann machten sie ein grosses Feuer im Freien, kochten und brateten darauf, gearbeitet wurde vor lauter Festerei an dem Tag nicht mehr. Zuletzt lagerten sie sich alle zur Mahlzeit, die kranken Chinesen, die dies vom Hospital aus sahen, [45] schrien aus Leibeskräften: »Gebt uns auch unseren Teil!«. Sie bekamen aber nichts, und die Gelagerten endeten ihre Mahlzeit mit einer grossen Schlägerei; jeder behauptete, er habe zu wenig bekommen.

Eine solche Schlange kroch einmal im Gemüsegarten hinter der Laube hervor, während ich in der Nähe ein neu gepflanztes Salatbeet begoss; ich nahm Reissaus, musste aber doch bald wieder begiessen, weil mein Mann nicht Zuhause war.

Später, es war ein Jahr vor meines Mannes Heimgang, war ein solches Tier aus dem Hühnerhaus kommend im Hühnergarten hinter einen Schweinestall gekrochen; wir riefen unsere Neger zu Hülfe, aber die ergriffen die Flucht. Mein Mann ergriff eine Grabschippe, und unsere alte treue Köchin, Ana Semiri, einen Hauer, eine Art Schwert, welches statt Sichel und Sense gebraucht wird. Mein Mann stach sie mit der Grabschippe, und hielt sie fest in die Erde gedrückt, [46] aber zu weit nach hinten. Blitzesschnell schoss sie mit dem Kopf durch die Palisaden, ihre zweizäckige Zunge gegen ihn ausstreckend, ganz dicht an seine Hand, und denselben Augenblick hieb die alte Ana die Schlange in den Hals. Nun liess mein Mann die Grabschippe fallen, und kam leichenblass vor Schreck die Treppe herauf. Des Nachts war auch wenig Ruhe, nicht zu erwähnen die blutgierigen Mombieren und Muskieten. Das Wohnhaus in Holland gezimmert, hatte doppelte Bretterwände, nach innen, nach aussen 21 Zweiflügeltüren; zwischen den doppelten Wänden hausten allerlei Tiere, die grossen Ratten, vor welchen sich die Katzen fürchteten, Schlangen, Beuteltiere, deren einmal eins oben auf dem Boden mit der Laterne gejagt wurde, bis es zum Laden heraus auf den Platz herunter schoss, woselbst es die unten im Mondschein stehenden, mit Prügel bewaffneten Neger tot schlugen. [47] Sein Junges behielt es im Beutel, bis es tot war.

Zum Zeichen, dass sie da waren, fanden wir manchmal des Morgens Häute von den kleinen bösen Schlangen oben in der Galerie; doch, wie oft und wo wir beinahe auf solche zusammengeringelten getreten hätten, will ich nicht länger beschreiben, nur, dass wir später noch mit einer solchen gekämpft haben im Hausgang, nämlich unser alter Hazer und ich, eine Stunde vor dem Heimgang meines Mannes.

1859 machten wir eine Erholungsreise nach Europa, in Begleitung der

Geschw. Schwensen, welche aus Gewissenskrupeln von der Gemeinde sich trennten, sie waren streng Alt-Lutheraner, der verw.⁵⁰ Schw. Mosebach mit ihren 2 Kindern und noch 8 anderen Missionskindern, darunter unser Wilhelm und Elise. Es waren, Julius Rsthling, Joh. Menze, Emi Berthold, Lydia Drexler, Elise Eichenauer, Elisabeth und Martha Mosebach; [48] die Beaufsichtigung dieser Kinder war meinem Mann und mir übertragen, um sie dann zur Erziehung in Kleinwelka abzugeben. Den 3. Mai gingen wir an Bord der Louise Christine; fuhren den 4ten in die offene See, wo wir bald alle seekrank wurden, die Kinder kamen am leichtesten davon. Da mein Mann viel seekrank war, und auch Schw. Mosebach mir ihre beiden Mädchen meistens überliess, so hatte ich nicht nur am Tag, sondern auch des Nachts viel aufzupassen, die Abende aber waren die schwerste Zeit, weil sie viel zu früh in die Cajüte hinunter mussten, wo denn gleich das Heimweh sich einstellte. Wir Herrnhuter, wie man uns nannte, hatten die untere Cajüte für uns allein gemietet, die übrigen Passagiere hatten eine Cajüte auf dem Verdeck.

Bald in den ersten Tagen, als eben alle der Seekrankheit wegen sich in die Kojen begeben hatten, [49] sass ich noch allein in einer Ecke, da sah ich unbenutzt zu, wie eben der erste Steuermann sein Blei an einer Schnur in ein Loch neben dem grossen Mast steckte, es senkte, das beim Herausziehen ein gutes Stück lang nass war; schreckensbleich lief er zum Capitän, und dann massen sie noch einmal, worauf sie wie erstarrt einander ansahen; schnell wurde eine Pumpe eingesetzt, und bald noch eine. Da wurde immer gepumpt, wenn wir Passagiere nicht in der Nähe waren, aber es liess sich nicht lange verheimlichen, ohne Unterbrechen wurde nun Tag und Nacht mit 2 Pumpen gepumpt. Die eine Pumpe war fehlerhaft, und wurde wieder eine andere angebracht.

Das war, besonders des Nachts ein ungemütlicher schauerlicher Pumpenton, und hörte man ihn eine kleine Weile nicht, dann war es um so ängstlicher, denn der Leck wurde immer grösser, konnte aber nicht entdeckt werden, [50] obgleich viele Fässer Zucker heraufgezogen wurden, das Schiff ging von Anfang sehr tief, es war zu schwer beladen mit Zucker, Kaffee, Cacao, Baumwolle und Rum.

Nur einen kl. Leck vorne am Bugspriet suchte ein Zimmermann von aussen mit Werg zu verstopfen, was immer nur in dem Augenblick geschehen konnte, wo sich das Schiff auf die dem Leck entgegengesetzte Seite neigte. Die See ging sehr hoch. Ausser dem Schiffsvolk mussten auch alle erwachsenen männlichen Passagiere am Pumpen sich beteiligen. Die Frauen sah man verweint, alles war aufs Höchste gespannt und angegriffen, von den Strapazen und vielen Nachtwachen.

⁵⁰ Verwitwet.

Im Anfang wurde das gepumpte Seewasser durch 2 Röhre in die See geleitet, zuletzt aber wurde alles auf's Verdeck gepumpt, so dass es hin und her schoss, dazu wurde die Witterung immer rauher. Ich zog den Kindern ihre wärmsten Kleider an, [51] hatte aber meine liebe Not mit ihnen, wenn sie mich mit allerlei ängstlichen Fragen bestürmten. »Warum wird immer gepumpt?« »Kommt das Wasser aus dem Schiff?« »Werden wir sinken?« »Warum essen die Leute nicht?« »Warum dürfen wir in der Nacht unsere Kleider nicht ausziehen?« u.s.w. – Ich hatte nur immer auszureden und zu trösten, besonders wenn sich das Heimweh einstellte, welches Lydia Drechsler am meisten bekam. Da hiess es gar oft, »wir wollen wieder nach hause«; »ich will zu meiner Mama«; »ich will zu meiner Nene⁵¹ Gratia«, usw. Aber gebetet wurde viel, und auch gesungen von den Kindern: Christi Schifflein kann nicht sinken. Joh. Menze sang manchmal das Lied:

Wenn mit grim'm'gem Unverstand Wellen sich bewegen,
Nirgends Rettung, nirgends Land
Nach des Sturmwind's Schlägen.
Einer ist's, der in der Nacht,
Einer ist's, der uns bewacht.
Christ Kyrie, Du wandelst auf der See.

Zum Glück hatte ich immer guten Appetit, war auch nicht so ängstlich, denn ich konnte mir nicht denken, [52] dass der Herr werde diese Kinder ertrinken lassen, während ihre Eltern Zuhause so viel für sie beten, besonders während der Seereise, was ich ja aus eigener Erfahrung wusste.

Am 26. Mai wurden beide Rettungsboote in Bereitschaft gehalten. Der Capitän gab Befehl, wir alle sollten unser Wärmstes an, und nicht wieder ausziehen. Sobald er Befehl gäbe, ins Boot zu steigen, dürfe keinen Augenblick gezögert werden; niemand dürfe etwas mit sich nehmen, als was er am Leibe trüge. Die Kinder würden, eins ums andere über Bord geworfen und unten aufgefangen. Ich wendete ein, da kann aber leicht eins ins Wasser fallen und ertrinken; da hiess es: »Besser eins als alle!« 2 grosse Flaschen Öl seien auch bereit, um die wütende See durch einzelne Tropfen vorne weg besänftigen, und sobald er Befehl gäbe, dürfe keines Widerspruch erheben, oder er schiesse; [53] seine Flinte sei geladen.

Die Nacht vom 26. auf den 27. Mai war schrecklich, das Meer wütete und tobte; die Masten krachten, dass man seine eigene Stimme nicht hören konnte; alles in der Cajüte war angebunden, nur die blechernen Nachtgeschirre schossen

⁵¹ Span. Kosewort für kleines Kind; in Surinam Bezeichnung für das Kindermädchen: »Ne[n]ne«.

von einer Seite auf die andere. Ich kroch (denn gehen konnte man nicht), von einer Koje zur anderen, um nachzusehen, und konnte nicht begreifen, wie alle, ohne Ausnahme, bei allem Herumwälzen so gut schlafen konnten. Morgens, wieder von Deck heruntergekommen, erzählte ich meinem Mann, der wieder seekrank geworden war, was der Capitän gestern abend gesagt und dass er diese Nacht mit dem Steuermann und den oben logierenden Passagieren Rat gehalten habe. Jetzt, da wir uns nicht länger über Wasser halten können, (es kam in 3 Minuten 8 Zoll Wasser ins Schiff, wenn einen Augenblick nicht gepumpt wurde) sei das Rathsamste, Land zu suchen, [54] und nun seien wir bereits umgekehrt, um nach den azorischen Inseln zu fahren. Worauf er erwiderte: »Sei nicht bange, wir sinken nicht, so gut der Herr den Apostel Paulus am Leben erhalten hat, so gut kann er auch uns erhalten; die heutige Losung ist sehr tröstlich, und zudem habe ich geträumt, wir führen zwischen 2 hohen Felswänden, kamen dann an eine Stadt, wo wir ausstiegen und 7 Wochen lang wohnten, ehe wir wieder aussegelten.«

Den 28. Mai begegnete uns ein holländisches Schiff. Unser Capitän zog die Notflagge auf, bald konnten sie sich durch's Sprachrohr verständigen. Jenem wurden Grüsse und die Nachricht mitgegeben. Wir führen notgedrungen nach den azorischen Inseln. – Wie gern wären wir da auf das andere Schiff übergegangen, aber die See war zu wild, und unser Capitän wollte nicht. Den 30. Mai erreichten wir die azorischen Inseln, da fuhren wir zwischen 2 Inseln; [55] links war die Insel Piko⁵² mit ihrem 8000 Fuss hohen Berg, dessen Spitze in Form eines Zuckerhuts über den Wolken hervor lugte, und auf der rechten Seite die Insel Fayal⁵³; da sagte mein Mann: »Sieh, gerade so habe ich's geträumt.« Dann kamen wir vor die Stadt Horta, wo Anker geworfen wurde. Bald kam eine Commission von Herren aufs Schiff, die nicht begreifen konnte, wie es möglich war, dass wir nicht gesunken seien. Capitän und Passagiere waren der Meinung, um der Kinder willen habe uns der Herr am Leben erhalten und wir dankten ihm von Herzen für seine gnädige Bewahrung.

Hier war Teuerung, denn es war gänzlicher Misswachs gewesen und die Arbeitsleute, welche aufs Schiff kamen, assen unsere Bananenschalen, welche die Schweine übrig gelassen hatten. In der ganzen Stadt war nur ein einziger Gasthof, welchen unsere reichen Mitpassagiere bezogen, denn es war übermässig teuer. Für uns fand mein Mann ein Kosthaus, wo er den unteren, aber doch hohen Stock mietete. [56] Nur 3 Bettstellen waren da, aber voll Ungeziefer, sodass wir, mein Mann und ich, mit den Kindern (8) uns alle mit unseren mit-

52 Pico.

53 Faial.

gebrachten Matrasen auf die Diele der grossen Stube lagerten, die Bettstelle wurde fortgeschafft. Schw. Mosebachs und Schwensens hatten ihre kleineren Räume für sich. Die Matrasen sah ich jeden Morgen und jeden Abend genau durch; tagsüber hatte ich sie in einer Ecke, etwas von der Wand ab, auf Oeltücher gelegt und auf einen hohen Haufen getürmt, um sie vor Wanzen zu schützen, denn solche Brut mochte ich nicht aufs Schiff oder gar nach Deutschland mitnehmen. Alle, Gross und Klein, bekamen die Ruhr, auch ich hatte sie ein paar Tage zum Krümmen stark, da kam uns unsere kleine hom. Apotheke recht gut zu statten, denn in dem teureren Land wagten wir nicht, einen Arzt zu nehmen. Den Kindern gab ich arawrodt⁵⁴ und Reis zu essen, und braunes Brotwasser zu trinken, und jedesmal, wenn die Besserung recht im Gange war, fütterte sie Br. Schwensen zum Aerger wieder mit Käse (Quark, halbverdorbenem), und frischen Feigen, [57] was gewöhnlich einen Rückfall zur Folge hatte. Ich war mit der Pflege bei Tag und Nacht sehr angestrengt, konnte auch nur ein paar mal mich auf der schönen Insel umsehen; dagegen machte mein Mann mit den Kindern, so oft es anging, kleine Ausflüge. Die erste Woche gab ich von jedem Kind ein Kleidchen auswärts zum Waschen; da traf's sich, dass mein Mann an der Wäscherei vorbei ging, und sah, wie sie die Kleidchen mit Steinen auf Steinen klopfen; und als ich sie ungeplättet zurückbekam, waren sie ruiniert und alle Knöpfe samt dem Zeug abgeschnitten, daher ich fortan selbst wusch, wozu ich aber das Wasser bezahlen musste. Als bei den Kindern die Ruhr aufgehört hatte, bekamen sie alle Ausschlag, der aber nach und nach wieder verging.

Die Bevölkerung dieser portugiesischen Insel war katholisch, ich sah auch manche Prozessionen vorüberziehen. In 2 Kirchen war ich auch. [58] Unser Hauswirth erzählte, es seien 9 Priester in hiesiger Stadt, alle unverheiratet, aber ein jeder habe ein Häufel Kinder herumlaufen. In letzter Zeit hätten die Priester viel in den Kirchen gebetet, der lb.⁵⁵ Gott möge Schiffe verunglücken lassen und sie hierher treiben, damit die Leute Verdienst bekämen. Es war auch eben ein französisches Schiff angekommen, aber nur, um Trinkwasser einzunehmen. Auf dem unsrigen gab's freilich mehr zu verdienen. Das ganze Schiff musste ausgeladen und umgelegt werden. Erst war man sehr im Zweifel, ob das von oben schön aussehende Schiff werde noch einmal so weit ausgebessert werden können, dass es seine Reise bis Holland vollends beendigen könne; denn alles

⁵⁴ Arrowroot = leicht verdauliches Stärkemehl aus den Wurzeln oder Knollen verschiedener tropischer Pflanzen, die Pfeilkraut genannt werden.

⁵⁵ lb. = lieb.

Kupfer, womit es beschlagen war, war los; es leckte an vielen Stellen, aber der Hauptleck war gerade unter unserer Cajüte. [59]

Endlich am 20. Juli, nach einem 7 wöchentlichen Aufenthalt, segelten wir mit dem schwer beladenen Schiff wieder aus; (es musste zwar täglich noch 3 mal gepumpt werden, ging aber bei günstigem Wind gut vorwärts. Den 5. August ankerten wir im Haven von Neuwediep, und kamen den 6ten glücklich in Zeist an.

In Neuwied besuchten wir unsere Geschwister, und kamen über Dietendorf nach Kleinwelka am 12. September, voll Lob und Dank gegen den Herrn. Unsern Wilhelm und die übrigen Kinder gaben wir in den Anstalten ab. August und Theodor bewillkommneten uns schon in Bautzen, und die Freude des Wiedersehens war gross.

Den 4. Oct. reisten wir nach Bönningheim, Hornberg, Langenschildach, usw. zu unseren Geschwistern und Verwandten, mit unserer kleinen Elise. Überall, wo wir hinkamen, war die Theilnahme gross. Auch in Königsfeld besuchten wir. Herr Pfarrer Hahn in Hesslach bei Stuttgart hatte uns brieflich eingeladen, [60] dort verbrachten wir 8 vergnügte Tage. Zum Abschied schenkte er mir ein kleines Harmonium⁵⁶ und ein Choralbuch aus der Brüdergemeine.

Am 22. Nov. kamen wir, wieder über Neuwied und über Gnadau, am 16. Dez. in Kleinwelka an, wo wir die Wintermonate bei unseren Kindern verbrachten, dazwischen machten wir kurze Besuche in Herrnhut und Gnadenfrei, mein Mann auch in Niesby⁵⁷. Unsere kleine 3½-jährige Elise wagten wir, nach den Äusserungen des Br. Wullschl. in Berthelsdorf nicht wieder mit nach Suriname zurück zu nehmen, was mich einen schweren Kampf kostete. Geschw. Ulbricht nahmen sie zu sich, und vertraten Elternstelle an ihr.

Am 26. Mai 1860 reisten wir nach schwerem Abschied von unseren Kindern wieder von Kleinwelka ab. Die Reise ging über Dietendorf und Neuwied, [61] wo unser August seit kurzem in die Lehre getreten war. Von Dresden nahmen wir für unseren Kirchengebrauch eine grosse Seraphine⁵⁸ mit. Nach 10 tägigem Aufenthalt in Zeist reisten wir am 19. Juni nach Amsterdam, und gingen am

⁵⁶ Mit Harmonium ist hier offensichtlich nicht das Musikinstrument, sondern ein Buch zur Harmonielehre gemeint.

⁵⁷ Gemeint ist Niesky, Ort mit eigenem Pädagogium der Brüdergemeine in der Oberlausitz.

⁵⁸ Serafine (holl.) = kleine Salon-Orgel, Serafine-Orgel, Vorläufer des Harmoniums, 1833 von dem Engländer John Green erfunden und wegen seiner rauhen Töne vom Harmonium verdrängt, das Evans entwickelte.

20ten von Neuwediep aus (jetzt Ymieden⁵⁹) in die See, wo wir uns dem Schutz des Herrn empfahlen. Schon am 24. Juni, als eben an Bord alles lustig tanzte, bei glatter See, selbst der am Steuer stehende Steuermann blieb nicht fest auf den Füßen, liefen wir in der Nordsee, noch ehe wir ganz den engl. Kanal⁶⁰ erreichten, auf eine Sandbank auf. Hätte uns der Herr nicht bald Hülfe geschickt durch englische Fischer, so wäre es bei höherer Flut an dieser gefährlichsten Stelle um unser Leben geschehen gewesen, denn schon hatte sich das Schiff bedeutend auf eine Seite gelegt. [62] Erst nachts um 1 Uhr wurde es wieder frei, und der Lotse brachte es in den Hafen von Harwich⁶¹. Hier war Aufenthalt bis zum 11. Juli, währenddessen ich nur einmal in die Stadt ging.

Ausser zwei Damen hatten wir als Mitpassagiere den ungläubigen Juden Aletrino aus Paramaribo mit seiner Frau und 3 Kindern, davon das eine nur ein paar Monate alt. Dieser Jude stiess oft die grässlichsten Lästerverse aus gegen die Bibel. Er sagte, er habe die Bibel alten und neuen Testaments schon 2 mal durchgelesen und finde, es sei das schlechteste Buch, was existiere; er mache es dem Salomo nach, mit vielen Weibern. Denn sagte er wieder: »Verflucht sei derjenige, welcher die Trauung erfunden hat, und wisst ihr, warum der Herrnhuter Laden den grössten Zulauf hat in Paramaribo? Sie sagen den Negern: `Wer seine Ware nicht bei uns kauft, der wird nicht getauft'«. Die Ursache, warum nicht allein Neger, sondern auch Weisse, Mestizen⁶², Castizen⁶³ und Mulatten⁶⁴ unseren Laden anderen vorziehen, wusste er nicht anzugeben. [63] Einmal sagte er: »Vor dem Sterben fürchte ich mich nicht, und wenn's auch heute schon sein müsste; ich will überhaupt nach meinem Tod in kein kaltes, sondern in ein heisses Klima«. An demselben Tag segelten wir wieder aus, und nachts um 12 Uhr, es war am 12. Juli, stiessen wir mit einem Schoner zusammen. Aus tiefem Schlaf erschreckt, führen wir aus den Kojen. Ich rief: »Schnell heraus! Wir sind mit einem anderen zusammengestossen! Eins von beiden wird sinken.« Der Stoss, das Krachen und das Geschrei der Seeleute auf beiden Schiffen, samt den Passagieren in stockfinsterer Nacht war fürchterlich. Der Schoner hatte mit seinem Bugspried unser Schiff in die Seite gestossen, und wäre er nur ein klein wenig mehr in die Mitte gestossen, so wären wir gesunken. Aber eine unserer

⁵⁹ Siehe Anm. 9.

⁶⁰ Ärmelkanal.

⁶¹ Hafen an der Ostküste der englischen Grafschaft Essex.

⁶² Span. *mestizos*: Mischlinge zwischen »Weißen« und Indianern.

⁶³ Span. *castizos*: Mischlinge zwischen »Weißen« (Spaniern) und Indianern.

⁶⁴ Span. *mulatos*: Mischlinge zwischen »Weißen« und Sklaven afrikanischen Ursprungs.

Damen wäre beinahe in ihrer Koje zerdrückt worden. [64] Das Tauwerk beider Schiffe hing ineinander und schleppten so zusammen bis vor Dover, wo dann unser Schiffsvolk das Tauwerk des Schoners durchhackte. Beide Schiffe waren sehr beschädigt. Draussen stehend, entdeckte ich, dass ich in der Verwirrung statt meinen Mantel, meine Steppdecke umgehängt hatte; doch darauf achtete niemand, sondern mehr auf den Juden, der nicht aufhören wollte zu schreien: »Ach Gott! Ach Gott!«. Er war ganz verstört und verängstigt, ass und trank nicht mehr, kümmerte sich um seine seekranke Frau und Kinder nicht, sondern nannte letztere kleine Teufel, und spottete über das Beten bei Tische. Er war Kaufmann⁶⁵, da meinten die Seeleute, er müsse ungerechtes Gut an Bord haben. Den 13. liefen wir in den Hafen von Portsmouth⁶⁶ ein, wo wir wieder einen Aufenthalt von 18 Tagen hatten. [65]

Den 31. Juli wurden wieder die Anker gelichtet und unser Jude fing aufs Neue an, sich wie ein Wahnsinniger zu gebärden. Tag und Nacht lief er auf dem Deck hin und her, in die Ferne ausschauend. Er liess dem Kapitän und Steuer- mann keine Ruhe, wenn sie sich schlafen legen wollten, obgleich beständig einer zum Aufpassen die Wache hatte, beständig rief er: »Een schip en sicht!«. Nötigte man ihn, zum Essen an den Tisch zu setzen, so stand er gleich wieder auf; riefen seine 2 Knäbchen »Vader wy heben niets te eten; die moeder heeft ook honger!« so nahm er keine Notiz. Die Matrosen nannten ihn »de wandelnde Jod«. Einer rief: »koi hem over bord!« Ein anderer versprach ihm einen Pack Schläge für Surinam, und ich besorgte seine Frau und Kinder, das kleine badete ich auch, nur die Windeln, welche er zuvor jeden Tag auf dem Verdeck mit Seewasser und einem Schrupper gewaschen hatte, litten jetzt Not. Der Steuer- mann sagte zu dem Juden »Myne Heer, u heeft zeker met de duivel en verbond gemaakt!«. [66]

Wir kamen jetzt bei günstigem Wind schnell vorwärts; wenn der Wind so anhält – sagte am 26. August der Steuermann – dann sind wir in 8 Tagen in Suriname; da erwiderte mein Mann: »Ich glaube nicht; vor dem 10. September kommen wir nicht nach Suriname.« Dies schien den Steuermann zu verdriessen, indem er sagte: »Wie kann denn Herr Dobler sowas sagen, der nicht einmal ein Seemann ist.« Aber merkwürdigerweise wurde gerade am 10. September im Hafen von Suriname Anker geworfen.

⁶⁵ Surinam war seit 1614 eines der Refugien der verfolgten Juden, die dort vor allem Handel trieben.

⁶⁶ Großer englischer Hafen am Ärmelkanal in der Grafschaft Hampshire.

Als wir landeten, wurden wir mit grossem Jubel aufgenommen. Es dauerte lange, bis wir im Missionsspeisesaal ankamen, weil wir unterwegs auf beiden Seiten so viel Red und Antwort geben mussten. Die Neger sagten, es sei viel für uns gebetet worden. Br. Berthold schrieb von unserem Posten Cath. Sophia aus, die ganze Plantage sei in Pläsir-Aufruhr [67] über unserer endlichen Ankunft.

Wir besuchten nun auf einigen Aussenposten die Eltern, deren Kinder wir zum Teil nach Kleinwelka gebracht hatten.

Am 26. Sept. 1860 langten wir wieder auf Cath. Sophia an, wo Geschw. Berthold einstweilen unsere Stelle vertreten hatten. Am 18. Okt. machte ich die Tour nach der unteren Saramacca und nach dem Etablissement Batavia mit. Überall war grosse Freude und viel Fragens nach unseren Kindern.

Auf Cath. Sophia liess der Verwalter Herr Anstein für unsere mitgebrachte Seraphine einen kl. Empor⁶⁷ bauen; die Neger waren sehr erfreut über das Instrument, und nach der ersten Predigt kamen so viel alte Weiber hinaufgestiegen, als eben Platz fanden, um diese neue Erscheinung zu bewundern; sie dupften drauf herum, und wollten auch spielen lernen. [68] denn sagten sie: »Ke! Fa bakra koni!« D.h.: Ach! Wie sind die Weisen klug!

Den 26. Nov., als wir um die grosse Sandbank draussen auf offener See nach Batavia am Fluss Copename fuhren, waren wir wieder in grosser Lebensgefahr. Die Neger konnten das kleine, alte Tentboot nicht mehr regieren vor der Wut der schäumenden See, die uns mehrmals auf die Seite warf und über uns weg fuhr. Ausschöpfen konnte man nicht mehr, wir sasssen im Wasser und hielten uns fest, so gut es ging. Mein Mann sagte: »Nun können wir unsere Seelen dem Herrn empfehlen. Ich war ja schon mehrmals auf meinen Pl. Reisen in grosser Gefahr, aber es war doch kaum so schlimm.« (Einmal, wir wohnten in der Stadt, kam er auch von dieser Tour nach Hause. Die Bootsneger kamen ihm zuvor und sagten: »misi!⁶⁸ uns ist etwas passiert, sowas haben wir noch nicht erlebt, wir waren schon unter Wasser, da auf einmal tut Gott ein Wunder, er zog uns wieder heraus.«) Als wir aber seitwärts geworfen, halb unter Wasser waren, taucht das Boot wieder auf, und die See wurde bald spiegelglatt. [69] Ich hatte, als wir dem Sinken nahe waren, dem Herrn meine Seele seiner vergebenden Gnade empfohlen, und ich dachte meiner armen Kinder.

Die Gesichter der Neger sahen aschfarbig aus, und hernach, nach einer kleinen Pause, beschuldigten sie einander wegen ihrer zu späten Abfahrt und weil sie sich erst vom Lehrer zusammensuchen liessen, als es schon so spät war. (Die Reise um die grosse Sandbank musste immer mit dem letzten Fallwasser ge-

⁶⁷ Empore.

⁶⁸ Sranang *misi* = Herrin.

macht werden, ehe die Flut kam). Da meinte unser junger Thomas Tontje: »Um den Lehrmann war mir nicht so bang, der kann schwimmen, und wir hätten uns suchen am Boot festzuhalten; wäre aber die misi gesunken, dann wäre ich von den Negern zuhause bestürmt und beschuldigt worden, ich glaube, sie hätten mich totgeschlagen, weil mich der Lehrer vor der Abreise so lang gesucht hat.«

Den 9. April 1862 wurde unsere kleine Lydia während eines Besuchs in der Stadt geboren, und erhielt den 11. Mai die hl. Taufe. [70]

In den ersten 2 Jahren nach unserer Rückkehr von Europa ging alles seinen gesegneten Gang. Mein Mann pflegte zu sagen, »Ich habe einen schweren, aber seligen Beruf und wünsche, im Missionsdienst bleiben zu können, bis an mein Lebensende; Lohn haben wir nicht, aber unser Gnadenlohn erwartet uns im Himmel.«

Im Anfang des Jahres 1863 suchte uns der zeitige Administrator Slengaarde auf vielerlei Weise das Leben schwer zu machen, und auch seiner angetrauten Frau presste er manche Träne aus. Er kam jetzt öfter zum Besuch und verführte viele junge Mädchen nach Landessitte, so dass mein Mann genötigt war, manche von denselben von der Gemeinde auszuschliessen, und andere von Taufe und Abendmahl zurückzusetzen, worüber er natürlich erbost wurde. Wenn die Neger aus der Kirche kamen, hielt er sie in seiner Gallerie stehend, wo sie vorbei mussten, an, forschte sie aus, und frug: »Was hat euch der Lehrer heute wieder weisgemacht? [71] Seid doch nicht immer so dumm und glaubt ihm alles. Wie könnt ihr nur immer in die Kirche laufen? Ich bin auch ein Christ, und werde eben so gut selig wie er, obgleich ich höchstens 2 mal im Jahr in die Kirche gehe (er war reformiert). Wartet nur, bis ihr erst frei seid, dann braucht ihr nichts mehr nach ihm zu fragen; ihr lasst euch denn in meiner Kirche taufen, da könnt ihr machen, was ihr wollt, und werdet nicht ausgeschlossen.« Er versprach ihnen, ein grosses Fest für sie zu veranstalten.

Bei seinem nächsten Besuch liess er ein grosses Tanzzelt nicht weit von der Kirche aufrichten, liess eine Anzahl unserer Kirchenbänke hineintragen, unseren 4 armigen Kirchenleuchter abnehmen und hineinhängen; alles durch unsere Kirchdiener, welche als Sklaven nicht widerstehen durften, auch mussten sie, während der 3–4 Tage, wo Tag und Nacht getanzt und getrunken wurde, die Tänzer bedienen. Dazu hatte er 12 Musikanten und Trommler, [72] und viel Getränk aus der Stadt kommen lassen. Zuletzt lagen viele betrunken herum, wie das Vieh, und war ein wüster Lärm. Da auch am Sonntag, als die Predigt anfangen sollte, das Lärmen und Trommeln nicht aufhörte, und doch manche Bessergesinnte sich bei uns einfanden, so wollte ihnen mein Mann eine Versammlung im Wohnhaus halten, musste aber doch aus Mangel an Sitzplätzen, mit ihnen in die Kirche ziehen, liess aber die grosse Türe nach dem Tanzhause zu. Als er

noch, hinterm Liturgistisch⁶⁹ am Sprechen war, sandte der grosse Herr seinen Diener in die Kirche, und liess ihm sagen, er solle augenblicklich zu ihm kommen. Mein Mann liess sich aber nicht stören, sondern hielt seine Versammlung zu ende. Hernach ging er hin. Da traf er denn den stolzen Herrn in einer Wuth, von der er sich vor den vielen Negern in folgenden Worten Luft machte: »Herr Dobler,« (das gewöhnliche Domine⁷⁰ liess er weg) [73] »Wer hat ihnen erlaubt, bei geschlossenen Thüren und ohne Glockengeläute die Sonntagspredigt zu halten?« Antwort: »In Betreff der Thüren ist mir weder eine Erlaubnis noch ein Verbot zugegangen; auch war nur die vordere Tür zu, aber nicht geschlossen, auch habe ich keine Kanzelpredigt gehalten.« »Was? Haben sie nicht gepredigt? Wissen sie ihre Instruktion nicht, dass sie jeden Sonntag in hiesiger Kirche zu predigen haben?« Antw.: »Bei solcher Störung kann und wird dies niemand von mir verlangen.« – »Gut, ich werde sie, sobald ich in die Stadt zurückkehre, beim Gouverneur verklagen.« Antwort: »Das soll mir lieb sein, ich werde mich zu verantworten wissen.« Das war eine schwere Zeit, denn dieser Slengarde hatte eben auch genug Verehrer unter den Negern. [74]

Den 1. Juli 1863 erfolgte die den Negern so lang ersehnte Emancipation⁷¹; und da auf unserer grossen Plantage so viele zusammengebrachte Neger von andern eingegangenen Regierungsplantagen wohnten, so kam aus Vorsicht und zur Sicherheit, ein Kriegsschiff von der Stadt auf einige Wochen, auf welchem der Schwiegersonn des Gouverneurs Kommandant war. Die Frau des letzteren besuchte mich viel, sie lernte Kinderschühchen bei mir stricken, wofür sie sich erkenntlich zeigte. Durch sie erfuhr der Gouverneur von dem Vorgefallenen; worauf er den Herrn Slengarde zu sich beschied, ihm einen sehr scharfen Verweis gab; und da er überhaupt ganz schlecht gewirtschaftet hatte, wurde er bald abgesetzt, und die Pl. an einen Engländer verkauft.

Die Neger waren bei ihrer Emancipation sehr enttäuscht; nach ihren Begriffen sollte jeder freie Mann von allem frei sein, tun können, was er will, arbeiten oder nicht. [75] Nun aber mussten sie noch 10 Jahre lang mit ihren Arbeitgebern, die sie sich wählen und suchen konnten, Contract schliessen, auf ein oder zwei Jahre oder so lang sie wollten, aber arbeiten mussten sie, wenn sie leben wollten; denn jetzt hatte Samstag das Austeilen von Bananen, Reis, Fleisch

⁶⁹ Liturg(us): der die gottesdienstliche Handlung ausführende Geistliche, der dabei hinter dem Liturgistisch sitzt.

⁷⁰ In den Niederlanden übliche Titulatur und Anrede eines protestantischen Pfarrers.

⁷¹ Emanzipation = Sklavenbefreiung. Schon 1814 war die Sklaverei verboten worden; es durften daher keine neuen Sklaven eingeführt werden, aber erst 1863 wurden die noch in Sklaverei befindlichen Menschen freigelassen.

und Fisch, sowie die Neujahrsausteilung an Kleidern und Kochgeschirr ein Ende; dazu waren sie verpflichtet, ihre Kinder und alte Eltern selbst zu ernähren. Diejenigen Alten, welche keine Kinder hatten, bekamen vom Land wöchentlich 1 fl.⁷² Am schlimmsten waren diejenigen Alten daran, deren Kinder sie ganz im Stich liessen.

Da hörte man oft sagen: »betre hoi ben tan slavoe« (besser wir wären geblieben Sklaven). Die Löhne waren klein und die Lebensmittel teuer. Da war grosse Unzufriedenheit und viel Stehlens. Auch in unserem Negerhaus wurde gestohlen. Eines Morgens wachte meine Waschfrau auf, da stand ihre Türe weit auf und alles, samt Kisten und Kasten fort, [76] nur ihre Matraze, auf der sie lag, war ihr geblieben. Samstags, wenn der Verwalter die Löhne auszahlte, war gewöhnlich grosser Lärm vor seinem Haus; sie glaubten sich oft betrogen. Da kamen sie denn zu uns, liessen sich ihre verschiedenen Arbeiten ausrechnen, und ihr Geld zählen. Auch liess der Verwalter einigemal, wenn er nicht mit ihnen fertig werden konnte, meinen Mann zu Hülfe rufen, und jedesmal wurden sie überzeugt, dass sie um keinen Cent betrogen waren; sie waren noch zu ungeübt im Rechnen.

In unsere nächste Nachbarschaft kam nun der uns feindlich gesinnte Comisar Weezenhagen zu wohnen. Er verbot meinem Mann, ferner Neger zum Rudern zu mieten, sie sollten von jetzt an nur für Feldarbeit gebraucht werden. Selbst unsere zwei Schuljüngens, die wir auferzogen hatten, sollten ihm nicht gelassen werden. Da gab's viel Seufzer, die in der Not zum Herrn aufstiegen. [77] Zwei kleine Plantagenbesitzer gaben ihm aber doch einige Knaben und alte Neger. Zu der Zeit herrschte das Wechselfieber auf allen Plantagen an der Saramacca, sodass bald wenig Leute mehr arbeitsfähig waren.

Auch unser Nachbar Weezenhagen musste krankheitshalber nach der Stadt, um ärztliche Hülfe zu suchen. Seine gemietete römische⁷³ Ruderneger aus der Stadt wurden einstweilen dem Sekretär zur Verfügung gestellt. Diese Neger nisteten sich ganz in unserer Nähe ein. Zu gleicher Zeit fehlten mir oft Hühner, Enten und kleine Schweinchen, und der Verdacht ging auf Tigerkatzen⁷⁴ und ähnliche Raubtiere. Da kam eines Tages ein Neger von unserer Kirche zu mir, und sagte: »Misi, ich will dir etwas im Vertrauen sagen; ich gehöre auch zu den Bootsleuten des Comisar, auf unseren Touren leben diese römischen Neger nur von deinem Federvieh, sie kaufen sich kein Fleisch.« [78] Und wirklich, als ich anfang aufzupassen, sah ich bald von meiner Gallerie aus, wie sie mein Vieh mit

⁷² 1 fl. = 1 Gulden.

⁷³ Römisch = römisch katholisch.

⁷⁴ Kleinere amerikanische Wildkatze.

Reis und Bananen in die geöffnete Hofthüre des Comisar, und von da in die Küche lockten, und hinter demselben die Thüre zumachten. Darauf ging ich hin und bat, mir meine Tiere zu verschonen, indem ich sie zu unserer Nahrung selbst nötig hätte, und mich genug plagen müsste, sie gross zu ziehen, wozu ich den Caro (Welschkorn)⁷⁵ selbst pflanzte, und für die Enten wöchentlich 2 mal im Busch Holzläuse suchen müsse. Sie liessen mich reden; sobald ich aber wieder in meiner Wohnung angekommen war, kam einer dieser Neger, blieb unten stehen, pfiiff und schalt mich dermassen aus, dass ich genötigt war, von einer Stube in die andere zu gehen, aber auf welche Seite ich auch ging, so war er doch immer wieder da; unter anderem rief er: »Du Herrnhuterin! hast uns gar nichts zu sagen. Euch braucht man nicht hier, schert euch fort in die Stadt, es gibt noch andere Leute, wie ihr, bald werden unsere Priester euch verdrängen«, [79] und noch viel abscheuliche Worte. Mein Mann war verreist. Erst versteckte ich mich, und dann ging ich weinend zum Sekretär, um ihm das Vorgefallene anzuzeigen. Er versprach, die Sache zu untersuchen. Und da eben derselbe Neger vorbei ging, sagte ich: »Dieser ist's, der mich eben so ausgescholten hat.« »Gut,« sagte er, »ich werde sie rufen lassen«. Ich bekam aber hernach keine Antwort. Als ich mich dann bei ihm erkundigte, sagte er: »Sie haben gesagt, es sei nicht wahr, sie wüssten nichts davon«. Dies war ganz surinamisch; aber mir war's doch zum Galenüberlaufen, als noch obendrein mein grosses Schwein mit seinen Jungen, sich müsam auf unseren Platz hinschleppte, bluttriefend mit zerspaltenem Rücken, auch meiner alten ehrlichen Ana stahlen sie ihr Schweinchen, welches ihr mein Mann geschenkt hatte. Jetzt bekam meine kleine Lydia Fieber und Krämpfe, welche 3 Tage anhielten. Da war denn gleich eine Anzahl alt und junger Weiber bei der Hand, [80] mit allerlei gutem Rat. Den dritten Tag, als mein Mann nach Hause kam, gab er ihr belladonna⁷⁶, und nach einer Stunde waren Fieber und Krämpfe weg. Auch ich hatte ihr dies Mittel gegeben, aber diese Weiber redeten mir solange zu, bis ich mich ein wenig entfernte, um zu ruhen, und als ich zurück kam, hatten sie ihr Zwiebeln in die Nase gerieben, zu meinem grossen Verdross. Ich bekam jetzt das Gallenfieber⁷⁷; mein Mann und Lydia das Wechselfieber⁷⁸. Keines konnte dem anderen helfen, nur unsere alte Ana, welche auch das Wechselfieber hatte, kroch auf Händen und Füssen herum, um uns kleine Handreichungen zu tun. Was uns die treue Seele Gutes

⁷⁵ Caro wäre ein Doldengewächs, evtl. Pimpinelle. Welschkorn aber ist Mais, der hier wahrscheinlich gemeint ist.

⁷⁶ Heilmittel aus *Atropa bella-donna*/Tollkirsche.

⁷⁷ Gallenblasenentzündung.

⁷⁸ Auch Sumpffieber = Malaria.

getan, und in der Not beigestanden hat, wolle ihr der Herr in der Ewigkeit lohnen. In meiner Fieberhitze war mir oft, als verbrennte ich innerlich, ich phantasierte viel. In einer Nacht kämpfte ich unter einer Türe mit 2 Personen, ich wollte in die Saramacca laufen, um mich abzukühlen. [81] Diese 2 Personen, die ich nicht kannte, waren erwähnte Ana und die ebenso treue Helferschwester Maria Lucia, welche von der 2 Stunden entfernten Plantage Hurvelykroeg herbeigeeilt war, um uns Hülfe zu leisten. Einmal wurde mir klar, dass 3 schwer Kranke in *einem* Schlafzimmer sind; da sagte ich: »3 beisammen, da kann keins gesund werden«. Ich zog meine Matraze aus der Bettstelle, zerrte sie unter die Türe, wo sie mir abgenommen und in die Esstube auf die Diele gelegt wurde. Da lag ich denn neben Lydia, auf der Diele, mein Mann in der Schlafstube, und konnten kaum Notiz von einander nehmen. Weit und breit war kein Arzt. Das Glas Wasser neben mir war gleich leer; einige mal in der Nacht kroch ich herum, um mir etwas Kühlendes für meinen Gaumen zu suchen. Die Natur sah auch in der Sonne ganz grau aus. [82]

Nachdem wir 14 Tage auf diese Weise jämmerlich zugebracht hatten, kamen eines Tages 2 Verwalter, die sagten, sie hätten unser Boot an die Landungsbrücke bringen lassen, sie wollten uns jetzt nach der Stadt schicken, in ärztliche Pflege, ich möchte mein Nötigstes für die Reise einpacken. Da kroch ich denn an den Wänden herum, um das Nötige zusammen zu suchen; hernach stellte sich's in der Stadt heraus, das ich Kleider für gesunde Tage, aber nicht für Nachtkleider und Wäsche gesorgt hatte.

So schleppten mich denn diese 2 Herren den langen Landungsplatz hin und trugen mich die Treppe hinunter ins Boot, wo wir alle 3 zusammen gekauert lagen, in dem ganz engen Raum, hatten aber alles offen, um Luft zu bekommen. Schrecklich war die darauffolgende Nacht, in der wir 6 Stunden lang still liegend, die Flut abwarten mussten, und als wir endlich durch den langen Canal waren und an der Stadt landeten, da schleppte sich mein Mann mühsam fort, um eine Droschke zu bestellen, in die ich gelegt werden sollte; [83] aber sie war zu klein für meinen steifen Körper. So schaukelte ich lange in der qualvollsten innern und äusseren Hitze, in der ich nach Luft schnappte, bis ich auf einmal von 2 Männern herausgehoben wurde, die ich mit meinen grau sehenden Augen nicht erkannte (es waren die Brüder Raatz und Gerhard). Ich frug nur: »Wo kommen die Engel her, die mich aus der Hölle ziehen?«

Als ich wieder zu mir selber kam, lagen wir alle 3 in unseren Betten, 2 Treppen hoch, in der grossen Stube, über dem Laden, von schwarz und weissen Gesichtern umgeben. Eine Person sagte zu den andern: »Der Arzt hat gesagt, für sie sei mehr Gefahr als für ihn«. Mein Mann hatte nämlich Fieber mit starkem Schüttelfrost.

Nachts hatten wir einen Wächter, der uns alle Stunden Medizin reichte. [84] Ich bekam Wochen Laxirmittel⁷⁹ und Calomel in Masse, und von dieser Pferdekur furchtbare Schmerzen und Krämpfungen im Leib. Dieser Contract-Arzt Lyons, ein Jude, nachdem er nichts mehr mit mir anzufangen wusste, erklärte mich für wieder hergestellt. Er sagte: »Frau Dobler, Sie können jetzt wieder auf die Plantage zurückkehren, müssen aber kräftig leben, damit Sie wieder auf die Beine kommen«. Ich glaubte, nicht recht zu hören, denn ich hatte kaum noch ein Denkungsvermögen, und musste anfangen, gehen zu lernen, wie ein Kind. Alle 3 noch recht schwach, reisten wir wieder ab, aber zu Hause angekommen, bekamen wir schon in den ersten Tagen alle wieder das leidige Wechselfieber, welches kein Ende nehmen wollte, wobei uns unsere Berufsgeschäfte oft recht sauer wurden.

Um seinen Posten nicht zu vernachlässigen, reiste mein Mann oft mit schwachem Fieber ab, und ich mühte mich mit einem jungen mitgebrachten Zimmermann (Joseph Snomolas), den lernte ich in seiner freien Zeit besser schreiben, [85] holländisch übersetzen, worin ich selbst noch schwach war, dass er mir im Notfall in der Schule helfen konnte; denn jetzt, seit die Neger frei waren, sollten sie auch in der Landessprache unterrichtet werden. Ich schleppte mich mühsam herum, ging auch oft mit Sterbensgedanken um, und als ich mich eines Tages wieder gelegt hatte, und sehr schwach war – ich hatte erst meines Mannes Koffer gepackt für seine Reise – da wurde ihm der Abschied sehr schwer, er fand meinen Puls ganz schwach und fürchtete das Schlimmste, doch auch diesmal ging's vorüber, und ich schlich wieder an mein Tagewerg. Da besuchte uns einmal ein junger Deutscher Arzt, der von Batavia nach Paramaribo reiste, der sagte zu meinem Mann: »Herr Dobler, was ist mit ihrer Frau? Sorgen Sie rasch, dass sie Ihnen nicht stirbt!« »Ja, was ist da zu machen? Die Angst habe ich schon lange, das ewige Fieber u.s.w.«. Der Doktor liess sich Papier und Tinte geben, mit dem Bemerkten: [86] »Ich verschreibe ihr ein gutes Rezept, und das nehme ich jetzt gleich mit, und geb es Herrn Clemens«. Der sandte gleich 12 Flaschen Porter⁸⁰ Bier, eine dicke Flüssigkeit, alle vormittags 9 Uhr ein kl. Gläschen und ½ Stunde lang spazierengehen. Dies brachte mich wieder zu Kräften, aber blutarm bin ich geblieben, auch blieb mein Gedächtnis für immer geschwächt.

An allerlei Gemütsbewegungen fehlte es auch nicht. So kam eines Tages unsere einzige Kuh, einen Dolch tief im Leib stecken, in ihren Stall geschwankt, den man nur mit Mühe herausziehen konnte. Dies war ein Chinesenstück; die

⁷⁹ Abführmittel.

⁸⁰ Dunkles, bitteres Starkbier.

hatten immer jeder seinen Dolch in der Seite hängen. Nachts gingen sie oft truppenweise mit grossem Lärm an uns vorbei, mit Flinte und Dolch bewaffnet, ins Negerdorf, wegen ihren unrechtmässigen Weibern, die ihre Männer im Dorf hatten. Die Kuh litt so lange, bis sie starb. [87]

Am Karfreitag 1865, als ich eben aufgestanden war, sagte mein Mann, noch im Bett liegend und nach Osten deutend: »Was ist das nur, das dort in weiter Ferne im Busch passiert ist? Es ist jemand in grosser Lebensgefahr.« Ich erwiderte: »Du hast wohl geträumt?« »Nein, es ist kein Traum, sondern Wirklichkeit; es ist, als ob jemand mit dem Tode ringend um Hülfe schrie.« Diese Aeusserung wiederholte er beim Frühstück wieder. Abends in der Dämmerung kam eine unserer Negerinnen vom Dorf und erzählte, wie man dort bekümmert sei um Petrus François (Helferbruder) und einen Schulknaben, die habe der Verwalter anstatt des krank gewordenen Jägers in den Busch geschickt, um etwas zu schiessen, und heute, am 3ten Tag seien sie noch nicht wieder zurück, und dieses fortwährende Regenwetter. Nur der Hund sei nach Hause gekommen und sei wie rasend um die Frau des Petrus herum gesprungen. [88] Die aber habe ihn nicht verstanden, sondern ihn mit Schlägen fortgejagt. Da sagte mein Mann: »Das ist's, was ich gesagt habe, dort, nach jener Richtung werden sie sein, wäre es nur nicht so stockfinster und so schrecklich Wetter, und ich so steif, ich ginge gleich, sie suchen«.

Er frug, ob denn bis jetzt noch niemand suchen gegangen sei. Da hiess es: »Der masra⁸¹ hat niemand geschickt, und wenn wir gegangen wären, hätte er uns nicht dafür bezahlt«. Es war eben Zeit in die Abendversammlung zu gehen. Mein [Mann] ermahnte sie und hielt ein inbrünstiges Gebet für die Armen, Verlorenen, so wie für die Anwesenden; dass ihnen doch der Herr, der aus Liebe für sie sein Leben gelassen, ihre steinharten Herzen erweichen möge, damit sie doch ein Mitgefühl für ihre armen, im Busch verirrtten Brüder bekommen mochten. Kein Auge bliebe trocken. Morgens, 1 Stunde vor Tagesanbruch, läuteten sie von 5–6 Uhr die grosse Pl. Glocke. [89] Ob vielleicht die Verirrten den Glockenton hören möchten. Dann teilten sich alle Männer in 4 Truppen, und gingen mit Flinten und Blashörnern nach 4 Richtungen in den Busch, bliesen, schossen und riefen, auch einige kleine Kanonen wurden geschossen. Da, in der 9ten Stunde, erschien auf einmal Petrus unter unserer Türe und sagte: »Misi, mi de!«, d.h. misi, ich bin da. Auf die Frage wo er herkomme, deutete er genau nach der Richtung, wohin mein Mann gezeigt hatte, er sagte: »Wi ben de tennen ... na 4 de verdieping«. D.h. »Wir waren weit, weit, bis —

⁸¹ Sranang masra = Herr.

über den 4ten Sumpf. Wir hatten einen sehr grossen Büffel geschossen, den wir fast nicht im Stande waren, zu schleppen, darüber verloren wir den Weg« – Wege gibt's gar nicht in diesem Distrikt –, »wir wussten nicht mehr, von welcher Seite wir gekommen waren, [90] und nach welcher Richtung wir uns wenden sollten. Wir suchten und irrten umher, wir konnten beinahe nicht Tag und Nacht unterscheiden, so finster war es; um den Büffel kümmerten wir uns nicht mehr, es regnete auch ohne Aufhörung. Wir weinten und beteten, und dachten nicht anders, als wir müssten im Busch sterben. Nach langem Suchen kamen wir unter einen ungeheuer grossen Baum, um dessen Stamm herum es noch trocken und etwas erhöht war, auch lag trockeners Laub und dünne Reise darunter; da setzten wir uns bei einbrechender Nacht, gestern Abend, nieder; wir waren sehr müde und traurig, und da ich sehr gebetet hatte, fiel mir ein: Jetzt wird der Ieriman in der Kirche für uns beten und das wird Gott erhören; dann nahm, ich eins von den paar Schwefelhölzern, die ich noch hatte, zündete es an und machte ein Feuer von dem trockenen Gesträuch. Darauf röstete ich eine Schildkröte, die wir gefunden hatten; wir assen ein wenig und schiefen dann ein. Als wir aufwachten, [91] war es Morgen und die Sonne stand zum erstenmal wieder am Himmel; jetzt wussten wir den Weg, wir richteten uns nach der Sonne«. Auf meine Frage: »Habt ihr denn das Läuten, Blasen, Rufen oder Schiessen nicht gehört?« sagte er: »Nein, wir haben gar nichts gehört, als Bäume rauschen. Aber Gott hat uns den Weg gezeigt, durch die Sonne.«

Am 10. Juli 1865 trat mein lieber Mann seine letzte Reise nach der unteren Saramacca an; er kam aber nicht weit, sondern kam schon den 13. wieder unwohl nach Hause. Den 14. legte er sich ganz mit Fieber (Sumpffieber). Ein Arzt war nicht vorhanden. Er sprach vom Heimgehen. Auf meine Einwendung sagte er: »Was könnte mir denn besseres wiederfahren, als wenn mich der Heiland jetzt zu sich nähme, du weisst ja, wie schwer ich's habe«. Freitags sagte er: »Mama, ich werde heimgehen; dann begrabe mich neben unserem Adolf«. Er betete viel und laut für sich, mich, unsere Kinder und seine Pflegebefohlenen. [92] Er lag in grosser Fieberhitze, wünschte aber wegen kalten Füssen, wollene Strümpfe anzuziehen, was auch geschah. Den letzten Abend musste er noch einmal aufstehen. Als er stehen wollte, war er so schwer und kraftlos, dass ich beinahe samt ihm auf die Diele fiel. Nur mit der äussersten Anstrengung brachte ich ihn wieder zu Bett. Die Nacht durch litt er mit grosser Geduld. Als ich früh wieder aufstand, um ihm etwas zu besorgen, sagte er: »Mama, gönnst du dir denn gar keine Ruhe? Ich habe es schwer gehabt, aber du wirst es noch schwerer bekommen«. Das fiel mir später oft ein, wenn ich schweres zu tragen hatte. Er empfahl seine Seele in inbrünstigem Gebet dem Herrn, bat ihn für alle seine Sünden um Vergebung, und starb im festen Vertrauen auf das blutige Verdienst

Christi, während die herbeigeströmten Neger einige Heimgangsverse sangen unter Schluchzen und Weinen, am 23. Juli 1865.

[93] Unser alter Hazart, ein Tau[f]kandidat, sank vor Schreck an die Wand und sagte: »Ach Gott! Was wird jetzt aus mir werden, jetzt bin ich kein Mensch mehr«. Manche Ausgeschlossene weinten lange und wollten nicht mehr von der Leiche weg gehen und ich konnte ihnen sagen: »Wenn diese Bretter hier und die in seiner Schreibstube reden könnten, wie oft und viel er da gekniet und für uns und euch gebetet und gerungen hat, mit dem Herrn, ihr würdet nicht mehr so ruhig fortsündigen können«. Möge ihm der Herr einen reichen Gnadenlohn geben. Ihm von den 2000 Seelen, die er getauft und zum Herrn gewiesen hat, viele vor seinem Thron wieder finden lassen und uns einst alle dort wieder zusammen führen. Manchen Götzentempel hatte er zerstört und manche Götzenpriesterin getauft, wovon vielleicht wenig bekannt wurde, denn er pflegte nie zu sagen, ich habe nicht Zeit, Berichte zu machen, der Herr weiss, was ich tue. [94]

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich das Gerücht, auf fast allen Plantagen von der Saramacca; die Arbeit wurde eingestellt und scharenweise kamen die weissgekleideten Neger herbeigeströmt, so dass bald Haus und Platz angefüllt war von einer schwarzweissen Schaar; ich mit meinen Kleinen war die einzige weisse Person. Der Helferbruder Petrus François hielt das Begräbnis. Tags darauf kam Br. Hellström, um mir behilflich zu sein beim Einpacken, und so reiste ich tiefbetrübt mit meiner kleinen Lydia und meiner alten Ana nach der Stadt zurück. Letztere war untröstlich über meines Mannes Heimgang, und hatte mich gebeten, so lange bei mir bleiben zu dürfen, bis ich nach Europa reise.

Den 8. August bekam ich wieder Wechselfieber, welches überhaupt noch nie ganz aufgehört hatte; in Folge dessen litt ich sehr an Engigkeit, Leber und Milz waren angeschwollen, [95] was bei vielen Erwachsenen und Kindern die Wassersucht⁸² zur Folge hatte. Vor meinem früheren Arzt, mit welchem Kontrakt gemacht war, sträubte ich mich, lieber wollte ich ohne Arzt bleiben. Da aber die Engigkeit beängstigend und das Fieber heftiger wurde, so kam ich in die Behandlung des deutschen Arztes Campen, der mich mit Gottes Hülfe in der Zeit von einem Vierteljahr ganz kurierte.

1866 den 17ten April reiste ich mit Lydia in Gesellschaft der Geschw. Bleichen und Rätling mit ihren beiden Kindern Louise und Marie nach Europa zurück, auf dem kleinen Zweimaster, Doska Helena, der nicht für Passagiere eingerichtet war. Ein Lotse brachte uns mit dem Dampfer hinaus in die offene

⁸² Wassersucht: Hydrops, Ödem, krankhafte Flüssigkeits- und Wasseransammlungen in Gewebe und Körperhöhlen.

See, setzte uns aber schon vor Paramaribo auf der Ueberseit auf die Sandbank, wo wir den andern Morgen noch fest sassen, und noch einmal Besuche bekamen von den Brüdern van Kalker und Clemens, und einigen anderen, [96] auch meine alte Ana war dabei, und brachte uns noch etwas mit auf den Weg. Kapitän und das Schiffsvolk waren gute Leute, aber die Kost war Matrosenkost, und der Raum war so eng, dass für mich kein Platz zum Schlafen war. Lydia und ich hatten ganz im Durchzug (denn eine Tür war nicht zur Kajüte), eine Notstelle mit Brettern bekommen, die nur für Lydia lang und breit genug war; von oben wurden wir viel mit Seewasser bespritzt, und ich bei meiner noch s[ch]wachen Leibeshütte, verbrachte jämmerliche Nächte. Diese Seereise wurde mir schwerer als meine 3 vorigen; ich weinte manche stille Träne, und kam mir so recht eine verlassene Witwe vor; auch Lydia war noch ein blasses, schwächliches Kind, von ihrer langen Fieberzeit her. Eines Tages, als ich sie in die Höhe hob, und über Bord in das sternenfunkelnde Meer sehen liess, da schaute sie bald nach oben, bald nach unten, dann frug sie: »Mama, ist dieser Himmel auch in Surinam?« Antw.: »Ja!« [97] Da rief sie mit lauter Stimme: »Papa, Papa!« – wartete aber natürlich vergebens auf Antwort.

Wir bekamen heftigen Gegenwind, und am 25.–26. Mai Sturm; alle Lücken wurden fest zugemacht, alle beweglichen Gegenstände in der Kajüte gebunden, auch Papa Bleichen wurde in seiner Koje angebunden, um nicht heraus geschleudert zu werden. Abends um 11 Uhr war der Schreck gross: bei furchtbaren Stössen und Krachen kam plötzlich die See von der Luke oben herunter auf uns geströmt, während unser Schiff seitwärts in die Tiefe fuhr. Ich dachte, wir seien schon begraben und schrie »Ach, Herr, nimm meine Seele in Gnaden an!« Doch der Herr, dem Wind und Meer gehorsam sind, half uns auch da wieder heraus. Am 28. Mai bekamen wir wieder günstigen Wind. Den 6. Juni erreichten wir den englischen Kanal, und am 9ten die Nordsee bei strenger Kälte, für uns, die wir aus dem heissen Klima kamen. Es fielen Schlossen, da schrien die Kinder von Verwunderung, [98] »es regnet Reis!«, denn Schnee oder Schlossen hatten sie noch nie gesehen. Nach einer stürmischen Seereise von 53 Tagen langten wir glücklich in Neuwediek und Zeist an und dankten dem Herrn von Herzen für seine Durchhülfe und Bewahrung.

Den 10. Juli 1866 in Neuwied angekommen, zog ich gleich ins Wittwenhaus, wo auch noch mancherlei Schweres meiner wartete.

Ich kann mit Recht in den Vers einstimmen:

»Bald mit Lieben, bald mit Leiden,
kamst Du Herr mein Gott zu mir.

Nur mein Herze zu bereiten, sich ganz zu ergeben dir.«

Summary of the Article by U. Thiemer-Sachse about Elisabeth Dobler: Something of my Life

Elisabeth Dobler, née Schlör (1819–1887) lived in Surinam with her husband as a missionary from 1845 to 1866. She had come to Neuwied as a young woman, and married Johannes Dobler (1811–1865) there in 1844. In the same year they left for Surinam. After her husband's death, she moved into the widows' house in Neuwied in 1866. Here she wrote her memoirs, which differed from the customary Moravian memoir both in the amount of detail they contained and in their critical tone. In her memoirs she describes her work in the Neuwied girls' school, her service as a missionary in Surinam, the relationships between the Moravian missionaries, and everyday life in a foreign land. The report concludes with her arrival in Neuwied.

Zum *Dreßdnischen Socrates*. Bemerkungen zu Zinzendorfs Dresdener Wochenschrift

von
Thilo Daniel

Zu den in der kirchengeschichtlichen Forschung vielbeachteten Unternehmungen Nikolaus Ludwig von Zinzendorfs während seiner Zeit als kursächsischer Minister in Dresden gehört die Herausgabe zweier Wochenschriften. Innerhalb kürzester Zeit – zwischen Frühjahr und Herbst 1725 – begann Zinzendorf zwei Zeitschriftenprojekte. Beide waren von recht unterschiedlichem Erfolg gekrönt.

Die erste dieser Wochenschriften, der *Parther*, ist nach heutigem Kenntnisstand nicht über drei erschienene Nummern hinausgekommen. Über die Gründe des Scheiterns, wie die tatsächliche Verbreitung des *Parthers* ist so gut wie nichts bekannt.¹

Mehr Erfolg war dem zweiten Projekt beschieden: dem *Dreßdnischen Socrates*. In der Zeit von Allerheiligen 1725 bis Dezember 1726 sind immerhin 32 »Stücke« – ohne Nennung eines Verfasser- oder Herausgebernams – erschienen.² Zinzendorf hat dieser Unternehmung bleibenden Wert zugemessen: Im Jahr 1732 veranstaltete er eine Neuausgabe unter dem – nun geänderten – Titel »Der Teutsche Socrates«.³

Zinzendorfs *Dreßdnischer Socrates* hat von den Tagen seines Erscheinens an

¹ Vgl. Joseph Theodor Müller, *Der Parther*. Eine Wochenschrift anonym herausgegeben von Zinzendorf. Dresden, 1725, in: *ZBG* 4 (1910), S. 124–128; Müller gibt eine Auflagenhöhe von 1.800 Exemplaren (!) an, die Zinzendorf für den *Parther* geplant habe. Genauere Untersuchungen stehen aus. Vgl. des weiteren: Dietrich Meyer (Hg.), *Bibliographisches Handbuch zur Zinzendorf-Forschung*, Düsseldorf 1987 [abgek.: BHZ], A 108.

² Vgl. BHZ 109.1.

³ Vgl. BHZ 109.2; ohne Jahr [vermutl. 1738] erschien ein weiterer Druck dieser Ausgabe noch zu Zinzendorfs Lebzeiten; vgl. BHZ 109.3. Nachdrucke wurden sowohl 1902 (vgl. BHZ 109.4) als auch im Rahmen der Reprint-Werk-Ausgabe 1962 (vgl. BHZ 109.2) herausgegeben. Zinzendorf hat die »Stücke« in der Ausgabe von 1732 in »Discourse« umbenannt und der Ausgabe ein Vorwort vorangestellt, das ihn als Herausgeber zu erkennen gibt, sowie ein Inhaltsverzeichnis beigegeben.

für Aufsehen gesorgt. Die Zinzendorf-Forschung hat sich deshalb in aller Ausführlichkeit mit dieser Veröffentlichung beschäftigt, ist der *Dreßdnische Socrates* doch eine der wichtigsten Quellen für die Theologie des jungen Zinzendorf.⁴ Für die Arbeit Leiv Aalens zur »Theologie des jungen Zinzendorf«⁵ stellt er gar die grundlegende Quelle dar. Bekannt sind ebenfalls die Probleme, die Zinzendorf als Verfasser und Herausgeber mit den kursächsischen Zensurbehörden⁶ gehabt hat. Zinzendorf selbst hatte sich bereits im ersten erschiene-

⁴ August Gottlieb Spangenberg, *Leben des Herrn Nicolaus Ludwig Grafen und Herrn von Zinzendorf und Pottendorf*, Bd. 1 [Barby] 1773, S. 336–343 (Reprint in: NLZ 3/4, Hildesheim/New York 1971, S. 336–343); Hermann Plitt, *Zinzendorfs Theologie*, Bd. 1, Gotha 1869, S. 35–90; Georg Müller, *Socrates in Sachsen während des 18. Jahrhunderts. Festrede zur Pestalozzifeier im Leipziger Lehrerverein am 11. Januar 1902 gehalten*, Leipzig 1902 (erw. Sonderdr. aus: *Der Praktische Schulmann* 51 (1902), H. 3); Benno Böhm, *Socrates im achtzehnten Jahrhundert. Studien zum Werdegange des modernen Persönlichkeitsbewusstseins* (Kieler Studien zur deutschen Literaturgeschichte 4), Neumünster 1966 (Neudr. der Ausgabe Leipzig 1929); Erich Beyreuther, *Die große Zinzendorf-Trilogie*. Bd. 2, Marburg an der Lahn 1988 (Nachdr.), S. 45–60; Peter Baumgart, *Zinzendorf als Wegbereiter historischen Denkens* (HS 381), Lübeck/Hamburg 1960, S. 23–27; Hans Schneider, Nikolaus Ludwig von Zinzendorf, in: GK 7, Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1982, S. 347–372; hier: S. 355; Dietrich Meyer, Zinzendorf und Herrnhut, in: Martin Brecht/Klaus Deppermann (Hg.), *Geschichte des Pietismus*, Bd. 2, Der Pietismus im achtzehnten Jahrhundert, S. 1–106, hier: S. 24f. 91.

⁵ Leiv Aalen, *Die Theologie des jungen Zinzendorf* (AGTL 16), Berlin/Hamburg 1966, S. 57–58 u.ö.

⁶ Vgl. zu den kursächsischen Zensurbestimmungen: Agatha Kobuch, *Zensur und Aufklärung in Kursachsen. Ideologische Strömungen und politische Meinungen zur Zeit der sächsisch polnischen Union (1697–1763)* (Schriftenreihe des Staatsarchivs Dresden 12), Weimar 1988, insbes. S. 26–27. 29–30 (zur Rolle des Oberkonsistoriums und des Oberkirchenrates). 31–32 (zur Rolle der Landesregierung als Zentralbehörde der Landesjustiz).

Seit 1606 waren Oberkirchenrat und das Dresdener Oberkonsistorium miteinander verschmolzen, ihre Kompetenzen sind somit in der Praxis kaum mehr auseinanderzuhalten. Da der Dresdener Superintendent auch Mitglied des Oberkonsistoriums war, kommt es bezüglich der kirchlichen Aufsichtsfunktionen in Zensurangelegenheiten zu weitgehenden Kompetenzüberlagerungen; s. hierzu Georg Müller, *Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der sächsischen Landeskirche*. Neun Vorträge in der Gehestiftung zu Dresden im Herbst 1893, in: *Beiträge zur sächsischen Kirchengeschichte* 9 (1894), S. 1–272; 10 (1895), S. 1–320; hier 9 (1894), S. 136–137; vgl. a. Thomas Klein, *Kursachsen*, in: Kurt G.A. Jeserich/Hans Pohl/Georg-Christoph von Unruh (Hg.), *Deutsche Verwaltungsgeschichte 1. Vom Spätmittelalter bis zum Ende des Reiches*, Stuttgart

nen »Stück« des *Dreßdnischen Socrates* gerühmt, die kursächsischen Zensurbestimmungen ignoriert zu haben. Die daraus resultierenden Komplikationen hat der Verfasser und Herausgeber bewußt in Kauf genommen. Der *Dreßdnische Socrates* ist von Erscheinungsform wie Inhalt her als Provokation gedacht gewesen.

Ist das geographische und geistesgeschichtliche Umfeld also bereits des öfteren Gegenstand eingehender Untersuchungen gewesen, so gibt es für den *Socrates* als in Dresden erschienene Wochenschrift⁷ noch eine Reihe von Fragen zu beantworten:

- Der Ablauf der Ereignisse am Erscheinungsort der Erstausgabe Dresden vom Vertrieb bis hin zum Beginn der Untersuchungen gegen die Beteiligten vor dem in Kursachsen zuständigen Schöffengericht in Leipzig ist noch nicht hinlänglich geklärt.
- Anders als für Zinzendorfs vorhergehendes Zeitschriftenprojekt, den *Parther*⁸, waren bislang die Erstveröffentlichungen nicht nachweisbar.⁹

Hier kann nun ein Beitrag zur Klärung geleistet werden:

Im Bestand 2.1 (dem sogenannten Ratsarchiv) des Dresdener Stadtarchives¹⁰ finden sich zwei Aktenfaszikel, die eine ganze Reihe neuer Erkenntnisse mög-

1983, S. 803–843; insbes. S. 813–814. S.a. Franz Blanckmeister, *Die sächsischen Konsistorien. Aus dem Verfassungsleben der Landeskirche* (Aus dem kirchlichen Leben des Sachsenlandes 9/10), Leipzig 1893; Blanckmeister scheidet hier S. 22–23 zur verworrenen Kompetenzenfrage in der kursächsischen Landesherrschaft und damit auch dem Kirchenregiment des beginnenden 18. Jahrhunderts: »die Regierung, das Geheime Konsilium, der Kirchenrat, das Oberkonsistorium selbst – keins konnte angeben, wie weit sich die Kompetenzen der beiden Behörden [scil.: Kirchenrat und Oberkonsistorium] ausdehnten.« Im betreffenden Zeitraum stand der obersten Kirchenbehörde, dem Oberkonsistorium, Gottlob Hieronymus von Leipziger (†1737) als Präsident vor, der sein Amt von 1720 bis 1727 innehatte. Er war gleichzeitig auch Geheimer Rat und Mitglied des Oberkirchenrates (vgl. Blanckmeister, ebda. S. 45). Zu Leipziger s. *GVUL* 16, Leipzig/Halle 1737, Sp. 1807–1811; hier: Sp. 1810.

⁷ Zum Themenkomplex der Wochenschriften vgl. das Wittenberger Tagebuch Zinzendorfs im Unitätsarchiv Herrnhut, R 20 A 5a, am 11.08.1717, S. 90–91. Hier gibt Zinzendorf Auskunft über die Lektüre der englischen Wochenschrift *Spectator*. Sein Interesse am Genre der Wochenschriften hat also eine lange Vorgeschichte; die Lektüre hat wohl auch als Vorlage für die eigenen Projekte gedient.

⁸ S. BHZ 108.

⁹ S. BHZ 108 und 109.

¹⁰ Vgl. Das Stadtarchiv Dresden und seine Bestände, Dresden 1994.

lich machen.¹¹ Es handelt sich hierbei um die Akten, die im Zusammenhang mit den in Kursachsen zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts geltenden Zensurbestimmungen über Druck und Verlag des *Socrates* angelegt worden sind. In diesem Fall sind es die Akten der vor Ort, in Dresden, maßgeblichen Behörden, deren Kompetenz an der Zuständigkeit des Oberkirchenrates respektive Oberkonsistoriums mit Sitz in Dresden und der Landesgerichtsbarkeit in Leipzig, dem Schöffentstuhl im Zusammenhang mit der Bücherzensur in Sachsen endete.¹²

Konkret befassen sich die Akten mit der Rolle des Buchdruckers Johann Heinrich Schwencke und des Arztes Johann Benjamin Pomsel¹³. Beider Involvierung in die Untersuchungen um den *Dreßdnischen Socrates* ist bekannt.¹⁴ So kann in dieser Hinsicht das Aktenmaterial kaum Neues bieten. Allerdings vermag der Blickwinkel aus der Warte der Dresdener Behörden, des Superintendenten, des Rates der Stadt, des kursächsischen Oberkonsistoriums und der Landesregierung¹⁵ im Detail interessante neue Aufschlüsse zu vermitteln.

Das Aktenmaterial ist bislang völlig unbeachtet geblieben. Für den *Socrates* ist ihm Neues über die genauen Umstände im Zusammenhang mit Entstehung und Vertrieb des *Dreßdnischen Socrates* zu entnehmen. Im folgenden dienen die Materialien des »Ratsarchives« als Grundlage der Darstellung:

¹¹ B. XVII. 91. (»Den sogenannten Dreßdnischen Socratem betr. und/ Die Untersuchung wieder Hn. Johann Heinrich Schwencken Buchdruckern in Alt Dreßden betr. Ergangen vor E. F. Und hochw. Rathe der stad dreßden ao 1725.«; 30 Bl. fol.) und B. XVII. 360x (»Die Untersuchung der von Herr Dr. Johann Benjamin Pomseln Adam Lottern zum Verkauf gegebenen sogenannten Dreßdnischen Socratis betreffend Ergangen vor E. F. Rath zu Dreßden ao 1726«; unpaginiert.).

¹² S.o. Anm. 6.

¹³ S. B. XVII. 91. 22r–22v; B. XVII. 360x.

¹⁴ Vgl. Beyreuther, 2, S. 48–49. Beyreuthers Darstellung fußt auf dem im Unitätsarchiv in Herrnhut befindlichen Briefwechsel Zinzendorfs und zwei tagebuchartigen Fragmenten von Zinzendorfs Hand, die die Ereignisse während seines Dresdener Aufenthaltes im Herbst 1725 und im Verlauf des Jahres 1726 beinhalten; s. R 20 A 15b, 163 und R 20 A 15b, 164.

¹⁵ Vgl. Otto Richter, *Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Stadt Dresden*, Bd. 1, Dresden 1885, S. 64–184; Sieglinde Nickel, *Zur Wirtschaft, Sozialstruktur, Verfassung und Verwaltung in der Stadt Dresden von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis in die dreißiger Jahre des 18. Jahrhunderts*, Leipzig 1986 (Diss.phil.; maschinenschriftlich), insbes. S. 83–120;.

1. Der *Dreßdnische Socrates*

Die Untersuchungen setzen mit dem 17. November 1725 ein. In verschiedenen Dresdner Buchhandlungen sind Exemplare der ohne Zensur gedruckten Wochenschrift *Dreßdnischer Socrates* konfisziert worden.¹⁶ Auch inhaltliche Gründe haben die Aufmerksamkeit der Obrigkeit geweckt. Es wird vermerkt, daß der am Vortag stattgefundene Buß- und Betttag »sehr durchgezogen« worden sei.¹⁷ Die Kritik am öffentlichen Bußtag war offensichtlich ein maßgeblicher Auslöser für die Untersuchungen in Dresden. Die einzelnen Buchhändler machen nur vage Angaben zum Erhalt der Stücke. »Ein ... unbekannter Kerl« im Fall des Buchhändlers Zehler beziehungsweise ein »laqvey in braunen Liberey [scil.: Livrée]« im Fall des Buchhändlers Gerlach werden als Überbringer genannt. Auch können bei den untersuchten Buchhändlern nur einige wenige Exemplare der einzelnen »Stücke« sichergestellt werden – zwischen sechs und acht pro Lieferung; und längst nicht alle der aufgesuchten Buchhändler haben Exemplare entgegengenommen. Am aufschlußreichsten sind die Angaben des Buchhändlers Gerlach, der berichten kann, daß seine Buchhandlung nach Erhalt der Lieferungen zur Umschlagstation für die am Vertrieb des *Socrates* Beteiligten geworden ist. Der Lakei als Überbringer der Lieferung hat ihm als Gewähr für die Ausstellung der Kommission einen Brief hinterlegt, der die Forderungen des Händlers sichern soll. Die zweite Lieferung, die wie die erste »24 halbe Bogen« umfaßt hat, habe derselbe Lakei überbracht, die dritte Lieferung hingegen sei durch einen »kerl« im »grauen Rock« erfolgt.

Gerlach »Will nicht wissen, wer auctor darvon sey, auch nicht, wer es gedruckt habe? wer es drucken laßen? oder wo es gedruckt worden? die Kerle, so es in den Laden gebracht, kenne er nicht, alß von ansehen, wenn er einen oder den andern davon ansichtig werden sollte, wolt er sich nach ihnen erkundigen.«

Des weiteren weiß Gerlach zu berichten, »daß am abgewichen Montage

¹⁶ S. B. XVII. 91. 1r–3v.

¹⁷ Vgl. den »Dritten Discurs« im *Teutschen Socrates*, 1732, S. 30–32, sowie den programmatischen Titel des Discurses im Inhaltsverzeichnis. Zur Abhaltung der Bußtage am Freitag, sowie deren strenger Einhaltung und Überwachung der damit verbundenen Auflagen, wie dem Verbot des Handels in Kursachsen vgl. Gerber, Christian, *Historie | Der | Kirchen= | Ceremonien | in Sachsen; | Nach ihrer Beschaffenheit in möglichster | Kürtze mit Anführung vieler Moralien / | und specialen Nachrichten | Verfasset | Von | Christian Gerbern., Dresden/Leipzig 1732, S. 559–576, insbes. S. 573–574; Franz Blanckmeister, *Die sächsischen Bußtage* (Aus dem kirchlichen Leben des Sachsenlandes 3), Leipzig 1893, insbes. S. 10–11.*

[12.11.] 2. Mägde 2. briefe, so überschrieben: à Monsieur Mons. Socrates in den Laden gegeben, mit berichte, sie würden schon abgehohlet werden, welches auch durch den Laquey im braunen Rocke geschehen.«

Die Spur des *Socrates* ist somit aufgenommen, erste Anhaltspunkte gewonnen. Besonders aufschlußreich ist der Brief gewesen, der Gerlach als Sicherheit ausgehändigt worden ist. Er wird der Aktennotiz beigegeben, verspricht er doch nähere Auskunft über die Herkunft der illegal erschienenen Schrift. In der Tat gibt sich der Verfasser des Schreibens zwar nicht eindeutig zu erkennen, doch deuten die Handschrift wie der kryptische, unter das Schreiben gesetzte Namenszug »Ludwig« eindeutig auf Nikolaus Ludwig von Zinzendorf als eigenhändigen Verfasser des Schreibens hin. Der Inhalt dieses Briefes entspricht den Angaben Gerlachs. Wie aus den Aussagen des Buchhändlers ersichtlich wurde, hat die Notiz ihren Zweck erfüllt, den Buchhändler über die Noblesse des für den *Socrates* verantwortlichen Herausgebers zu versichern.¹⁸

Am selben Tag, dem 17. November, werden parallel Untersuchungen bei den Dresdener Buchdruckern eingeleitet. Auf Anhieb wird der Drucker des *Dreßdnischen Socrates* ausfindig gemacht und ausführlich verhört:

Bereits zwei Wochen nach Erscheinen der ersten Ausgabe haben so die Dresdener Behörden den verantwortlichen Buchdrucker dingfest machen können;¹⁹ es handelte sich um den in der damaligen Dresdener Altstadt ansässigen Johann Heinrich Schwencke. Schwencke machte keine Anstalten zu leugnen, daß er den Druck ausgeführt habe. Allerdings stritt er jede weitergehende Kenntnis ab. Die Druckvorlagen seien von einem Mann »in grauer, schwarz ausgemachter Kleidung zu gebracht« worden. Dieser habe ihm versichert:

»Er solte sich dieserwegen unbekümmert laßen, der Verfertiger des Socratis wäre ein solcher Herr, der keiner Censur unterworfen, Und wenn er, Buchdrucker, dieserhalb Ungelegenheit bekommen würde, wolte er ihn schon vertreten und schadloß halten. Hierauf nun habe er sich verlaßen ...

Auf befragen: Ob er Schwencke den Mann nicht kenne, so ihn das Manuscript, Pappier, druckerlohn, etc. zu gebracht habe? Resp. [Antwort Schwenckes] Nein.

Ad instantiam: Wie er denn weder diesen Mann, noch den auctorem wissen will, da er sich doch auf sie verlaßen, daß sie ihn schadloßhalten würden, wann er des ohne censur gedruckten Socratis wegen anspruch bekommen solte? kann Schwencke nichts antworten«

Schwencke habe sich darauf verlassen, so seine Auskunft, und das Manu-

¹⁸ Vgl. die Wiedergabe des Schreibens in Anlage 1.

¹⁹ S. B. XVII. 91. 11r–11v.

skript in den Druck gelegt. Das Manuskript sei nicht mehr verfügbar, da es habe wieder zurückgeben müssen.

Fragt man, wieso Schwencke das mit dem Druck einer unzensierten Schrift verbundene Risiko eingegangen ist, so führen die ansonsten über ihn bekannten Fakten zu einer Antwort²⁰:

Schwencke hat seine Druckerei in der damaligen Dresdener Altstadt seit 1702 betrieben.²¹ Die Führung des Betriebes war jedoch ohne Zustimmung der Dresdener Druckerinnung vonstatten gegangen. Die drei in Dresden ansässigen Drucker Stößel, Krause und Harpeter protestierten, woraufhin am 19. Januar 1703 ein Reskript erging, das Schwencke den Betrieb einer Druckerei untersagte, »weil die Stadt mit drey Druckereyen gnugsam versehen«²². Schwencke hatte danach auch seine Druckerei in die Dresdener Vorstadt Ostra (die spätere Friedrichstadt) verlegt, kehrte aber in den Wirren des Nordischen Krieges in die Altstadt zurück, wo er 1719 ein Haus in der Königsgasse erworben hat.²³ »Daher ist obige Verordnung den 9. Aug. 1708. und den 20. May 1716. wiederholet worden, aber ohne weitem Erfolg.«²⁴

In den Beständen des »Ratsarchives« finden sich zudem noch zwei weitere Aktenfaszikel, die Untersuchungen gegen Schwencke in den Jahren 1708 und 1710 im Zusammenhang mit Zensurvergehen belegen.²⁵

²⁰ Zu Schwencke vgl.: Christian Schöttgen, *Historie | derer | Dreßdnischen Buchdrucker | ... | Wobey zugleich | Alle Hohe Gönner und Freunde | der edlen Buchdrucker=Kunst | Das dritte Jubel=Fest | derselben, | Am Tage Johannis des Täuffers 1740. | Nachmittage um 3. Uhr, | Bey Anhörung | einiger Teutschen Reden und Music | feyerlich zu begehen | gehorsamst ersucht | Christian Schöttgen, Rector. | ... | Dreßden, auf Verlag Friedrich Hekels. [1740], S. 21. Vgl. David L. Paisey, *Deutsche Buchdrucker, Buchhändler und Verleger 1701–1750* (Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen 26), Wiesbaden 1988, S. 240. Anhand der Dresdener Archivalien sind Paiseys Angaben zum Wohnsitz und Todesjahr Schwenckes zu korrigieren; vgl. bereits Beyreuther, 2, S. 49 zur Erkrankung Schwenckes.*

²¹ S. in den Beständen des »Ratsarchives«: B. XVII. 362 m (die Übernahme der Rurgerschen Druckerei. 1702 betr.).

²² Zitiert nach Schöttgen, ebda.

²³ S. Häuserbuch Dresden-Neustadt I. 1. und 2. Viertel Nr. 1–137, Inv. 1724, Nr. 67 in den Beständen des Stadtarchivs Dresden.

²⁴ S. Schöttgen, ebda.

²⁵ S. B. XVII. 15 (angebliches Censurvergehen. 1708 betr.) und B. XVII. 16 (Bestrafung wegen ohne Censur gedruckter »türkischer Zeitung«. 1710 betr.).

Schwenckes Position als Buchdrucker in Dresden war folglich alles andere als gefestigt. Vermutlich war dies der Hauptgrund dafür, daß er auch halblegale und illegale Aufträge annehmen mußte, um sein Auskommen sichern zu können. Die Vorgeschichte Schwenckes in der Residenzstadt macht aber noch ein weiteres deutlich:

Schwencke hatte mit dem Druck des *Dreßdnischen Socrates* nicht zum ersten Mal die Aufmerksamkeit der städtischen Behörden auf sich gezogen.²⁶ Der jetzt entdeckte, schwerwiegende Verstoß gegen die für einen Buchdrucker verpflichtenden kursächsischen Zensuraufgaben war für die Untersuchungsbehörden auch ein willkommener Anlaß, hart gegen Schwencke vorzugehen. Dieser hingegen setzte auf die ihm gemachte Zusage, im Falle von Ungelegenheiten im Zusammenhang mit dem *Socrates* Rückendeckung zu erhalten.

Das weitere Vorgehen gegen Schwencke zeigt, daß Schwencke sich auf falsche Sicherheiten verlassen hat: Die Untersuchungen gegen Schwencke nehmen im Verlauf des November und Dezember an Schärfe noch deutlich zu. Bereits zwei Tage nach dem Verhör Schwenckes wird sein Sohn, Johann Adelbert, vernommen.²⁷ Danach geht das Verfahren weiter seinen ordentlichen Gang²⁸:

Die Untersuchungsbehörden, Rat der Stadt und der Superintendent, Valentin Ernst Löscher (1674–1749), der qua Amt auch Mitglied von Kirchenrat und Oberkonsistorium war²⁹, geben die Untersuchungsergebnisse an Oberkonsistorium und Landesregierung weiter, die das dem Landesrecht unterstehende Zensurverfahren Schwenckes zu beurteilen hatten und die weiteren Schritte anordnen mußten. Am 26.11. erfolgt deren Antwort unter Federführung des Konsisto-

Vgl. die diesbezüglichen Akten der Landesbehörde: SächsHStA. Oberkirchenrat. Loc. 10753. Büchersachen Bd. 1, Bl. 348a. 350. 354v. 357r. 406. 420 und Bd. 2, Bl. 11, sowie den Nachdruck der »Türkischen Zeitung« 1722 betreffend: Bd. 2, Bl. 367–369.

²⁶ Vor der Drucklegung des *Socrates* hat Schwencke auch bereits für Nikolaus Ludwig von Zinzendorf gearbeitet. Ebenfalls 1725 sind in Schwenckes Druckerei die Geburtstagsgedichte auf Zinzendorfs Onkel Gottlob Friedrich von Gersdorf und auf Zinzendorfs Frau Erdmuthe Dorothea entstanden; s. BHZ 238 und 239.

²⁷ S. B. XVII. 91, 12r–12v.

²⁸ S. B. XVII. 91, 13r–17v.

²⁹ Zu Löscher s. DBA 77, 1–154 und DBA NF 825, 1194–206. Vgl. Franz Blanckmeister, *Der Prophet von Kursachsen. Valentin Ernst Löscher und seine Zeit*, Dresden 1920; Martin Greschat, *Zwischen Tradition und neuem Anfang. Valentin Ernst Löscher und der Ausgang der lutherischen Orthodoxie* (UKG 5), Witten 1971; Claus Petzoldt, *Studien zu einer Biographie Valentin Ernst Löschers. Löschers Berufung nach Dresden 1709. Konventikelwesen in Dresden zwischen 1690 und 1750. Katalog der Manuskripte Löschers 1688–1749*, Leipzig 1971 (Diss. theol., maschinenschriftlich).

rialpräsidenten von Leipzig: Schwencke sei an den Druckereid zu erinnern, der ihm verbiete, ohne Zensur Druckaufträge auszuführen. Er solle unter Eid nach Verfasser und Herausgeber des *Socrates* befragt werden. Wie weiter mit ihm zu verfahren sei, solle vom »Schöppenstuhl« in Leipzig entschieden werden. Diesem sind die einzelnen aufgefundenen Druckstücke des *Socrates*, die Verhörprotokolle, sowie ebendiese Anweisung der Landesregierung zu übersenden. Das Urteil der Schöffen soll nach Eingang ungeöffnet an Kirchenrat und Oberkonsistorium weitergegeben werden, die es nach Empfang an die Superintendentur und den Rat der Stadt zur Exekution weiterleiten wird.³⁰

Am 13.12. werden die Unterlagen der Untersuchung an den in Kursachsen zuständigen Schöffenstuhl in Leipzig übergeben.³¹ Schwencke wird verurteilt. Der Urteilsbescheid vom 28.12. geht noch am 31.12. 1725 nach Dresden ab.³²

³⁰ S. den Entwurf Sächs HStA. Oberkirchenrat. Loc. 10754 Büchersachen Bd. 3. 1724–1730, Bl. 154v–155r; die Ausfertigung im Stadtarchiv B XVII 91 .14r–14v.

³¹ S. B. XVII. 91, 18r²–18v² (die Blätter des Faszikels weisen teilweise eine doppelte Paginierung auf).

³² S. B. XVII. 91, 23r–24v. 18r–18v. (vgl. die vorhergehende Anm. zur Paginierung). Vgl. Die Abschrift im Unitätsarchiv unter den Entwürfen zum *Socrates*: R 20 D 4. 30.

Im Sächs HStA. Bestand Leipziger Schöppenstuhl sind die Spruchbände (Kopiale) der Jahre 1725 und 1726 nicht erhalten; Teile des Aktenbestandes befinden sich in der Abteilung Sondersammlung der Universitätsbibliothek Leipzig. Auf eine Anfrage hin, teilte man mit, daß sich keine Spruchbände darunter befinden. Allerdings sind die Bestände nicht katalogisiert und zudem in einem äußerst schlechten Erhaltungszustand.

Vgl. zur Tätigkeit des Schöppenstuhls: Ernst Böhm, Der Schöppenstuhl zu Leipzig und der sächsische Inquisitionsprozeß im Barockzeitalter. Wichtige rechtskundliche Quellen in der Leipziger Universität-Bibliothek, in: *Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft* 59 (1940), S. 371–410 und 620–639; 60 (1941), S. 155–249; 61 (1942), S. 300–403. Böhms Angaben zu den erhaltenen Beständen geben allerdings nicht mehr den aktuellen Stand wieder.

Aus den Akten des »Ratsarchives« geht ebenfalls hervor, daß dem Bürgermeister Schwarzbach bei Empfang der Unterlagen aus Leipzig offensichtlich ein Mißgeschick unterlaufen ist. Angesichts der verworrenen Kompetenzenlage hat er das Urteil – entgegen der Anweisung – geöffnet. Hierfür entschuldigt er sich förmlich bei den zuständigen Instanzen (19r–19v) und gibt sein falsches Vorgehen ordnungsgemäß in den Akten zu Protokoll (17r–17v).

Zwischen Zinzendorf und dem Dresdener Bürgermeister Johann Christian Schwarzbach (* 14.12.1656 in Reichenau bei Zittau, † 23.10.1734 in Dresden; zu den biographischen Daten vgl. Felix von Schroeder, Die Bürgermeister von Dresden 1549–1806, in: *Mitteldeutsche Familienkunde* 5, Jg. 17 (1976), S. 113–124; hier: S. 121) bestand eine direkte Beziehung. Von seiner Eheschließung an hatte Zinzendorf in Dresden im Hause

Dem Aktenstück liegt das Urteil des Schöffengerichtes bei. Ihm sind detaillierte Angaben über das Strafmaß zu entnehmen. In dem Urteilsspruch heißt es:

»Demnach sprechen Wir Churfürstliche Sächsische Schöppen zu Leipzig darauff vor recht: ||

(23v) Daß besagter Johann Heinrich Schwencke nach vorgehender scharffer Verwarnung vor der schweren Straffe des Meineydes, wobey auch ein Geistlicher zugebrauchen, vermittelt Eydes sich zu reinigen, und daß er nicht wiße, auch nicht muthmaßen könne, wer den so genannten dreßdnischen Socratem gefertigt, und ihm zum drucke übergeben haben, zu schweren schuldig, im übrigen aber des von ihm begangenen || (24r) und gestandenen Verbrechens halber, sechs Wochenlang mit Gefängnüs, oder umb sechs Neue [Schock].³³ zu bestraffen, oder vor ieden Tag gefängnüs drey Tagelang zu einer gewissen Arbeit, auch zu Abstattung derer auff diesen Proceß gewendeten Unkosten, nach vorgehender liquidation und richterlicher Ermäßigung, anzuhalten.«

Am 28.01.1726 wird in den Akten die Aushändigung des Urteils an Schwencke »selbst ad manus et domum« und seine Zitation auf das Rathaus vermeldet,

Schwarzbachs in der Pfarrgasse in der damaligen Neustadt seine Wohnung (s. hierzu den Brief Christian Gottfried Marches an Johann Georg Heitz, R 20 A 15a. 81 vom 22.11.1722; Gustav Bonacker an Zinzendorf, R 20 C 16. 22 vom 28.10.1722; Johann Friedrich Franz an Zinzendorf, R 20 C 18. 48 vom 30.10.1722 sowie R 20 C 18. 49 vom 9.11.1722 und Johann Heinrich Hager an Zinzendorf, R 20 C 18. 59 vom 27.11.1722; vgl. Johannes Plitt, *Geschichte der erneuerten Brüder-Unität*, Bd. II, o.O. o.J [1829–1836], S. 303 (handschriftlich; Exemplar des Archivs der Brüder-Unität Bad Boll); Gerhard Reichel, *Die Anfänge Herrnhuts. Ein Buch vom Werden der Brüdergemeine*, Herrnhut 1922, S. 207). Erst ab 1724 verlegt Zinzendorf seine Wohnung in das Haus des Stukkateurs Martin Schumann am Kohlmarkt in der damaligen Altstadt (vgl. hierzu das Häuserbuch Dresden-Neustadt I. 1. u. 2. Viertel. Nr. 1–137, Inv. 1724, Nr. 22 in den Beständen des Stadtarchives Dresden).

Ob Schwarzbach von einer Verbindung Zinzendorfs zu der Untersuchung gegen Schwencke gewußt hat, läßt sich aus den Quellen nicht ersehen. Seit nahezu zwei Jahren wohnte Zinzendorf bereits nicht mehr im Haus Schwarzbachs, so daß nicht unmittelbar auf eine Verwicklung Schwarzbachs in die Angelegenheit geschlossen werden kann. Aufgrund der im Moment bekannten Quellen erscheinen alle weiteren Schlußfolgerungen spekulativ.

³³ In Sachsen gab es die Rechnungseinheiten altes Schock Groschen, das 20 Stück entspricht, und neues Schock Groschen, das 60 Stück entspricht. Die festgesetzte Strafe betrug also 360 Groschen. Da der Kuranttaler zu 24 Groschen gerechnet wurde, waren dies 15 Kuranttaler. Für diese Auskunft danke ich sehr herzlich Herrn Dr. Paul Arnold, Direktor des Münzkabinettes der Staatlichen Kunstsammlungen, Dresden.

die am 31. Januar vonstatten gehen sollte.³⁴ Den Akten zufolge ist es zur Verkündung der Strafe an Schwencke jedoch nie gekommen, da dieser bereits schwer erkrankt war³⁵ und einige Tage vor dem 21. Februar 1726 verstorben ist. Diese Mitteilung ergeht durch den Superintendenten Löscher an Konsistorium und Kirchenrat, die auch über Zinzendorfs Involvierung Klarheit verschafft.³⁶ Die Exekution des Urteils, sowie die anberaumte Liquidation und die Eintreibung der Prozeßkosten wird nun von den Erben eingefordert.

Die festgesetzte Strafe hat das Dresdener Umfeld Zinzendorfs sehr bewegt. Die lange Dauer bis zur Verkündung des Urteils – über den Eingang in Dresden war man bestens informiert – weckte Hoffnungen auf ein mildes Urteil.³⁷ Die Erkrankung und der plötzliche Tod lösten hektische Aktivitäten aus: War Zinzendorf über den Verlauf des Verfahrens immer informiert worden (Urteil und Vorladung zur Urteilsverkündung waren ihm in Abschrift zugesendet worden)³⁸, so ersucht Pomsel, ihn um Unterstützung für die Witwe Schwenckes, die die Strafe abzutragen hatte³⁹.

Von einer Fürsprache für Schwencke oder einer Unterstützung ist allerdings keine Spur erhalten geblieben. Die Untersuchungsakten im Fall Schwencke verzeichnen jedenfalls erst sechzehn Jahre später, unter dem Datum vom 14. Februar 1742, eine Ermäßigung der Strafe und der Prozeßkosten, die offensichtlich bis dahin noch nicht abgetragen waren.⁴⁰

Noch im Dezember des Jahres 1725 können die Dresdener Behörden im Zu-

³⁴ S. B. XVII. 25r–25v. Vgl. die Abschrift im *Unitätsarchiv* unter den Entwürfen zum *Socrates*: R 20 D 4. 32. Die anderslautende Datierung bei Beyreuther, 2, S. 48–49 beruht auf einer offensichtlich nicht korrekten Interpretierung der im *Unitätsarchiv* befindlichen Abschrift des Leipziger Urteils (s. R 20 D 4. 30; vgl. o. Anm. 30), das nicht das Datum der Verkündung sondern der Ausfertigung verzeichnet, vgl. die gleichlautende Datierung in den Akten des »Ratsarchives« B. XVII. 91. 23r–23v. Auch seine Interpretation der Strafe und des Strafmaßes entspricht nicht in allen Teilen den Ausführungen des Urteils, die hier wörtlich wiedergegeben werden.

³⁵ S. B. XVII. 91. 26r–26v

³⁶ S. B. XVII. 91. 25v; SächsHStA. Oberkirchenrat. Loc. 10754. Büchersachen Bd. 3, Bl.178–179.

³⁷ S. UA Herrnhut R 20 D 4 51, Augustin Oertel an Zinzendorf, 05.02.1726.

³⁸ S. UA Herrnhut R 20 C 37. 234, Augustin Oertel an Zinzendorf, 04.01.1726; R 20 C 18. 236, Augustin Oertel an Zinzendorf, 01.02.1726. Die Abschriften finden sich unter den Entwürfen zum *Socrates*: R 20 D 4. 30 und 32 (s.u. Anm. 59).

³⁹ S. UA Herrnhut R 20 D 1. 152, Johann Benjamin Pomsel an Zinzendorf, 18.03.1726.

⁴⁰ S. B. XVII. 91. 26v.

sammenhang mit der Untersuchung gegen Schwencke eine weitere Spur aufnehmen: Auch bei dem Buchhändler Adam Lotter sind »Stücke« des *Dreßdnischen Socrates* aufgefunden worden. Dieser – eventuell durch das energische Vorgehen in dieser Sache gegen Schwencke hellhörig geworden – zögert nicht, mitzuteilen, von wem er die Lieferungen erhalten hat: Bereits im ersten in den Akten vorfindlichen Verhör vom 18.12.1725, teilt er mit, daß es sich bei dem Mittelsmann um den in der Dresdener Neustadt, in der Kleinen Brüdergasse, ansässigen Arzt Johann Benjamin Pomsel handele.⁴¹

Am 23.12.⁴² beginnen die Untersuchungen gegen Pomsel und erstrecken sich über den gesamten Januar. Am Gang der Ereignisse wird deutlich, daß Pomsel durch geschicktes Lavieren den Fortschritt der Untersuchungen zu hemmen gesucht hat. Einzig die Tatsache, daß er nicht der Herausgeber des *Socrates* sei, will er zugestehen. Konkrete Angaben über den Herausgeber des *Dreßdnischen Socrates* gibt er nicht preis. Weitere Einbestellungen vor Konsistorium und Rat der Stadt am 4. Januar und 16. Januar bleiben im wesentlichen fruchtlos.⁴³ Bei

⁴¹ Zur Untersuchung gegen Pomsel s. B. XVII. 360x; Teile der Untersuchungsakten sind allerdings auch in B. XVII. 91. 22r–22v eingeordnet. Zum Wohnsitz Pomsels vgl. die im Stadtarchiv Dresden befindlichen Wochenzettel des Jahres 1722 Bl. 136. Die Schreibung des Namens schwankt in den Akten; sowohl die Formen »Pomsel« als auch »Ponnssel« werden verwandt. Hier wird die Schreibung verwandt, die Pomsel selbst benutzt hat; s. UA Herrnhut R 20 D. 151–153.

⁴² Laut der Kopie der Vorladung im Unitätsarchiv R 20 D 4. 36 der 22.12 (s.u. Anm. 48).

⁴³ S. B. XVII. 360x und B. XVII. 91. 22r–22v (Vorladung vom 16.01.1726); letztere findet sich auch im Unitätsarchiv in den Entwürfen zum *Socrates*: R 20 D 4. 31. S.a. Sächs HStA. Oberkirchenrat. 10754. Btichersachen, Bd. 3, Bl. 159v.161r–v. Die Darstellung Beyreuther, 2, S. 48–49 ist hier eindeutig lückenhaft und in ihren Details auch nicht zutreffend. Beyreuther bezieht sich offenkundig, ohne dies jedoch näher zu spezifizieren, für seine Angaben auf die Herrnhuter Archivalien. Dadurch entsteht ein falsches Bild von den Dresdener Ereignissen: Von Verhaftungen Pomsels durch eine »Stadtpolizei« während der »Verteilung« des »Socrates« kann jedenfalls nicht die Rede sein. Auch die unvollständigen Daten zur Untersuchung gegen Pomsel beruhen auf den Angaben der Quellen, die Beyreuther zur Verfügung gestanden haben. Zur Situation des Polizeiwesens in Dresden vgl.: Otto Richter, *Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte*, 2, 1, Dresden 1891, S. 94–95: »Der Rath hatte im 17. und 18. Jahrhundert jeden Blick für die Anforderungen der Zeit, jede Thatkraft verloren und bequeme sich zu den durch die Zeitverhältnisse und das Wachsthum der Stadt gebotenen Reformen, besonders wenn sie mit Kosten verbunden waren, gewöhnlich nicht eher, als bis die Regierung mit Drohungen gegen ihn vorging. Dazu kam, dass der Stadtrichter, der schon seit dem Mittelalter auch das Amt eines Polizeivorstandes bekleidete und dem die Gerichtsdienere,

Pomsel handelt es sich um den Mittler zwischen Herausgeber und Drucker beziehungsweise den Dresdener Buchhändlern⁴⁴. Um der Verfolgung durch städtische und Landesbehörden verteidigend entgegenzustehen, beruft Pomsel sich im Verlaufe der Untersuchungen auf den Herausgeber des *Socrates*, der sich letztlich auch hinter Pomsel stellt: Pomsel übersendet am 6. Februar – nachdem er am 21. Januar erneut einbestellt worden war – den Dresdener Untersuchungsbehörden eine notariell beglaubigte Abschrift eines Schreibens von Nikolaus Ludwig von Zinzendorf.⁴⁵ Zinzendorf gibt hierin nur soviel seiner Verantwortung für den *Socrates* preis, wie es im Rahmen der laufenden Untersuchungen notwendig erscheinen mußte. Dem Schreiben Pomsels ist zu entnehmen, daß Zinzendorf sich eine Weitergabe seines Originals verboten hatte.

In die Zwischenzeit fällt die Verlagerung des Drucks in die eigene Druckerei im reussischen Ebersdorf, wodurch die Umgehung der kursächsischen Zensurbestimmungen ermöglicht worden war. Zinzendorf weist in seiner Stellungnahme ausdrücklich auf diesen Sachverhalt hin.

Deutlich wird die von taktischen Gesichtspunkten geprägte Vorgehensweise Zinzendorfs, der sich in diesem Brief als Herausgeber zu erkennen gibt, was seine Verfasserschaft betrifft aber zwischen Wahrheit und Irreführung laviert, indem er zumindest duldet, daß der Eindruck entstehen kann, ein Ungenannter verberge sich hinter dem Pseudonym des *Dreßdnischen Socrates*.⁴⁶ Offensichtlich war Zinzendorf zu diesem Zeitpunkt nicht an einer allzu intensiven Involvierung gelegen. Immerhin hatten die Untersuchungen gegen Pomsel bereits im Dezember des Vorjahres eingesetzt.⁴⁷ Pomsel versuchte, Zinzendorf zu einer Stellungnahme zu bewegen. Eine Reihe brieflicher Mitteilungen ist erhalten geblieben, die allerdings nicht direkt von Pomsel an Zinzendorf übersandt worden sind. Sie finden sich in den Briefen des Dresdeners Augustin Oertel, dem

Nachwächter und Bettelvögte als Exekutivmannschaft unterstellt waren, den ihm zugewiesenen Geschäftskreis nicht mehr zu übersehen vermochte, so dass auch die äussere Organisation der Polizei dringend einer Umgestaltung bedurfte.« »Abhilfe« hat seiner Darstellung zufolge erst die Übernahme des Polizeiwesens durch Staatsorgane im Jahr 1765 geschafft.

⁴⁴ S. das Verhörprotokoll vom 18.12. in B. XVII. 360x.

⁴⁵ S. das Schreiben Pomsels vom 06.02.1726 und das beigefügte Schreiben Zinzendorfs, das als Anlage 2 angefügt ist. Im Unitätsarchiv Herrnhut ist kein Konzept dieses Schreibens erhalten. Lediglich zwei nicht ausgeführte Vorentwürfe: R 20 D 4. 37 und 50 (s.u. Anm. 68).

⁴⁶ S. Anlage 2.

⁴⁷ S. B. XVII. 360x: zum 23.12.1725 war Pomsel ja erstmalig vorgeladen worden. Vorangegangen war am 18.12. 1725 die Vernehmung des Buchhändlers Adam Lotter.

Bruder von Zinzendorfs Dresdener Weggefährten Johann Gottfried Oertel, der ebenfalls mit Zinzendorf in regem Austausch stand. Die Brüder Oertel sind, dies geht aus dem Briefwechsel hervor, zusammen mit ihrer Schwester Christiane Sophie in den Vertrieb des *Dreßdnischen Socrates* eingebunden und stehen in Korrespondenz mit Zinzendorf. Augustin Oertel übermittelt nun – auch um die Kommunikationswege zu verschleiern – die Nachrichten vom Stand der Dresdener Untersuchungen, die Pomsel ihm überbracht hat.⁴⁸ Die Zinzendorf vorliegenden Unterlagen lassen auch die Möglichkeit von Informanten in kursächsischen Konsistorial- und Regierungskreisen zu.⁴⁹ Dennoch bleibt auffällig: Drei Monate wartet Zinzendorf mit einer Stellungnahme zugunsten Pomsels. Dieser zögert seinerseits geschickt die Untersuchungen hinaus, bis er einer Aussage vor den Dresdener Untersuchungsbehörden nicht mehr ausweichen kann. Dies läßt Pomsel Zinzendorf am 5. Februar 1726 mitteilen⁵⁰. Das Schreiben Augustin Oertels zeigt sehr deutlich die Verquickung der Verfahren Schwenckes und Pomsels in der Sicht der Beteiligten und die damit verbundenen taktischen Erwägungen. Oertel schreibt unter anderem:

»Das Attestat vor den buchdrucker [scil.: Schwencke] habe H. Doct. Pomßeln zwar gezeiget, aber noch nicht zugestellet weilen der buchdrucker Schwencke gefährlich krank worden, daß also vorerst abwarten will, wie es mit seiner Krankheit ablauffen wird. Das Urtheil ist dem Buchdrucker noch nicht publiciret worden, weil er die Unkosten nicht bezahlet hatt. Dieses will fast eine Marqve seyn, daß nichts wichtiges müße im Urthel enthalten seyn,

Inzwischen ist Herr D. Pomßel nochmahls nebst zugeschickter Copie des befehls aus dem hochlöbl: Consi || storio, auff künfftigen Donnerstag citiret worden zu eydlicher Bestärckung seiner Wißenschafft. Er ist nunmehr willens das von Ew. Excellenz erhaltene Attestat zu produciren.«

Bereits am folgenden Tag erfolgte die Ausführung.

⁴⁸ S. UA Herrnhut R 20 C 37. 233, vom 30.12.1725; R 20 C 37. 234, vom 04.01.1726, R 20 C 37. 236, vom 01.02. 1726 und R 20 D 4. 51, vom 05.02.1726. Desweiteren finden sich unter R 20 D 4. 36 die erste Vorladung Pomsels in Abschrift, die hier auf den 22.12.1725 datiert ist (s.o. Anm. 42).

⁴⁹ S. UA Herrnhut R 20 D 4. 31; Zinzendorf lag eine Abschrift der Konsistorialanweisung, die Untersuchung gegen Pomsel und Schwencke betreffend, vom 16.01.1726 vor; s. das Original unter B XVII. 91. 22r–22v in den Beständen des »Ratsarchives«. Seine Aufzeichnungen belegen zudem, daß er bereits am 17.11.1725, am Tag des Untersuchungsbeginns, über die Aktionen des Rates der Stadt exakt informiert war und auch von der Kenntnisnahme des *Dreßdnischen Socrates* in den Kreisen der Landesregierung gewußt hat; s. R 20 A 15b. 163 unter dem Datum des 17.11.1725.

⁵⁰ S. UA Herrnhut R 20 D 4. 51., Augustin Oertel an Zinzendorf, 05.02.1726.

Was die Rolle Zinzendorfs im Verfahren betrifft, so sind außer dem Attest für Pomsel nur sehr wenige Fakten greifbar. Überliefert ist ein anonymes Schriftstück, in dem ein Urteil über den *Socrates* abgegeben wird. Das Resümee des ungenannten Verfassers lautet: Der *Socrates* habe in Dresden »Unwillen, und, theils gespötte, theils Verbitterung« erwecket.⁵¹ Von Zinzendorf selbst rührt der Entwurf eines Schreibens an den Oberhofprediger Bernhard Walter Marperger (1682–1746)⁵², in dem er selbstbewußt dessen Zensur für den *Socrates* erbittet.⁵³ Ausgefertigt worden ist das Schreiben an Marperger aber offensichtlich nicht.

Das Ende der Untersuchungen wird mit der bereits erwähnten Mitteilung über den Tod Schwenckes durch den Superintendenten Valentin Ernst Löscher an Oberkonsistorium und Oberkirchenrat vom 22. Februar gemacht. Hier wird auch, anhand der Stellungnahme Zinzendorfs vom 5. Februar, dessen Involvierung an die Landesbehörden übermittelt.⁵⁴ Damit enden die Untersuchungen.

⁵¹ S. UA Herrnhut R 20 D 4. 35.

⁵² Zu Marperger s. DBA 806, 176–244; Marperger war seit 1724 kursächsischer Oberhofprediger. Vgl. den eigenhändigen Lebenslauf in: D. Johann Andreas Gleichens, | ... | ANNALIUM | ECCLESIASTICORUM, | Andrer Theil, | In sich fassend | Die | Lebens=Beschreibungen | und mancherley | glaubwürdige Nachrichten, | Derer sämtlichen | Churfürstl. Sächßischen | Herrn Ober=Hoff=Prediger | in ihrer Ordnung | biß zu unsern Zeiten., Dresden/Leipzig, 1730; Gustav Ludwig Zeißler, *Geschichte der Sächsischen Oberhofprediger und deren Vorgänger in gleicher Stellung*, Leipzig 1856, S.134–149; Theodor Wotschke, Oberhofprediger Marperger in Briefen an A.H. Francke, in: ZKG 51 (1932), S. 169–201; Martin Greschat, *Zwischen Tradition und neuem Anfang*, S. 57–59; Dietrich Meyer, Zinzendorf und Herrnhut, in: *Geschichte des Pietismus* 2, S. 30.

⁵³ S. UA Herrnhut R 20 D 4. 34; der Entwurf lautet in vollem Wortlaut: »Der dreßdnische Socrates bedauert, daß er der Censur eines so erleuchteten Mannes als der Oberhof Prediger ist, nicht genießen soll. Wäre er derselben würckl theilhaftig worde, so würde es sich gewiesen haben, wie hoch er dieselbe venerire. Das von hohen Orten rührende Consilium aber, hat einen so vernünfftigen und soliden Referenten, als der Herr Oberhof Prediger nöthig. Vota werden unter denen großen vor den Socrates bald colligiret seyn, wenn er darauff außgehen wolte. Es läßet sich nicht immer auffhören wenn man angefangen. Socrates ist insonderheit sehr vor die Beständigkeit portiret, und da der H Oberhoffprediger bey so gestallten Umständen, seine hochgeschätzte schriftliche Censur nicht geben kan, so wird sich Socrates, nachdem er noch einige wenige Stücke, wird haben lauffen laßen, die aber hier nicht sollen gedruckt werden, sich dieselbe hochstgewünschte animaduersiones persönlich bey Jhro Hochwürden außbitten.«

⁵⁴ S.o. Anm. 30.

2. Die Vertriebsstrukturen

Dem Charakter des Aktenmaterials entsprechend spielt die Suche nach dem Verfasser des *Socrates* eine herausragende Rolle bei den Dresdener Untersuchungen. Mit Abschluß der Untersuchungen war den Dresdener Untersuchungsorganen der Verfasser scheinbar noch nicht bekannt.

Klar läßt sich dem Aktenmaterial der Gang der Ermittlungen entnehmen. Zum einen ist mit Johann Heinrich Schwencke der Drucker Gegenstand von Nachforschungen gewesen. Geprägt waren sie von dem dauerhaften Leugnen des Buchdruckers, nähere Informationen zum Sachverhalt geben zu können.

Daneben waren die Behörden, ebenfalls bereits im Dezember 1725, auf den Arzt Johann Benjamin Pomsel aufmerksam geworden, der augenscheinlich für den Vertrieb des *Socrates* verantwortlich war.

Beigegeben sind den Akten Pomsel betreffend zwei Stücke, die ganz explizit neue Aufschlüsse über die Vertriebsstrukturen wie auch zum Gang der Untersuchung im allgemeinen möglich machen:

Bei der Untersuchung gegen den Drucker Johann Heinrich Schwencke ist dem untersuchenden Actuar Johann Andreas Rothe⁵⁵ ein Schriftstück in die Hände gefallen, das Auskünfte über den Urheber der ohne Zensur erschienenen Wochenschrift gibt. Es handelt sich hierbei um eine – fast unleserliche – briefliche Beglaubigung Zinzendorfs, des Verfassers respektive Herausgebers, für seinen Mittelsmann in Dresden, die dieser den Buchhändlern gegenüber in Verwendung gebracht hat. Neben der daran festzumachenden Tatsache, daß Zinzendorf sich eines Mittelsmannes bedient hat, um den *Socrates* zu vertreiben, wird ebenso deutlich, daß der Vertrieb zumindest auch über die örtlichen Buchhändler hat erfolgen sollen beziehungsweise erfolgt ist. Dies macht das Schriftstück deutlich.

Die für die ortsansässigen Buchhändler gedachte Beglaubigung stammt zwar von Zinzendorfs Hand; dieser gibt sich jedoch keineswegs eindeutig zu erkennen. Das Schriftstück ist mit einer verklausulierten Unterschrift gezeichnet, aus der lediglich der zweite Vorname Zinzendorfs, »Ludwig«, erkennbar ist.⁵⁶

Auch die Aussagen Schwenckes, bei denen selbstverständlich Schwenckes Verteidigungsposition zu berücksichtigen ist, deuten dieselbe Tendenz an: Schwencke, wie auch die betroffenen Buchhändler haben sich auf die ihnen

⁵⁵ Die Namensgleichheit mit dem Mitarbeiter Zinzendorfs und Berthelsdorfer Pfarrer ist zufällig.

⁵⁶ S. Anlage 1.

gemachten Zusagen verlassen.⁵⁷ Anhand des zweiten Aktenfaszikels, das die Materialien zur Untersuchung gegen Johann Benjamin Pomsel wiedergibt, und des in ihm enthaltenen Materials von Zinzendorfs Hand hält diese Feststellung einer kritischen Prüfung stand.

3. Zur Druckgeschichte

Über diese neuen Einsichten zu Zinzendorfs Vorgehen während der Dresdener Untersuchungen hinaus lassen sich dem Aktenmaterial noch weitere neue Erkenntnisse zum *Dreßdnischen Socrates* und seiner Entstehungs- und Druckgeschichte abgewinnen. Beide Aktenstücke enthalten, offensichtlich als Belegmaterial für die Untersuchungen, die ersten vier Stücke des *Dreßdnischen Socrates*. Es handelt sich hierbei um Einzeldrucke, die teilweise in mehrfacher Ausfertigung⁵⁸ den Akten beigegeben worden sind. Soweit bislang bekannt, sind dies neben einem einzelnen Stück, das sich in den Akten des Unitätsarchives befindet, die einzigen Exemplare, die von dem in Dresden als Wochenschrift verbreiteten *Socrates* im Erstdruck erhalten geblieben sind.⁵⁹

Ein Vergleich mit der 1726 in Leipzig erfolgten Edition des *Socrates*, die bei Heinsius erschienen ist⁶⁰, kommt zu dem Resultat, daß es sich bei der in Leipzig edierten Ausgabe um eine tatsächliche Titelausgabe der Erstdrucke handelt;⁶¹ zumindest jedoch um einen Neudruck aus dem Stehsatz des Erstdruckes. Die Übereinstimmungen im Druckbild sind frappierend und erstrecken sich auch auf typographische Besonderheiten⁶², Druckfehler⁶³ und Fehler im Stehsatz⁶⁴.

⁵⁷ S. Schwenckes Ausführungen in der Vernehmung o. S. 5.

⁵⁸ B. XVII. 91 enthält die von Schwencke gedruckten ersten drei Stücke des *Socrates*; B. XVII. 360x. enthält vom 1. Stück ein Exemplar, vom 2. Stück drei Exemplare, vom 3. Stück drei Exemplare und vom 4. Stück, das bereits in Ebersdorf gedruckt worden ist, drei Exemplare.

⁵⁹ S. BHZ 109. Neben diesen Exemplaren des Erstdruckes handelt es sich bei dem unter R 20 D 4. 29 im Unitätsarchiv erhaltenen Exemplar des 6. Stückes, der Weihnachtsnummer, des *Socrates* wohl auch um ein Original der Erstaufgabe. Die handschriftlichen Entwürfe und Manuskripte liegen ebenfalls im Unitätsarchiv (R 20 D 2. 32 und R 20 D 4. 3 – 29b; unter R 20 D 4. 30–57 fügt sich der Hauptteil des Briefwechsels zum *Socrates* an).

⁶⁰ Vgl. Paisey, *Buchdrucker*, S. 240.

⁶¹ Verwendet wurde das Exemplar des UA Hermhut: NB II 32a. 2d.

⁶² S. Erstes Stück S. 3; Zweites Stück S. 3; Drittes Stück S. 1. 3.

⁶³ S. Erstes Stück S. 3; Zweites Stück S. 1. 2. 3.

⁶⁴ S. Drittes Stück S. 1. 3.

Daß die Aktenstücke lediglich die ersten vier Nummern des *Socrates* enthalten, ist nunmehr auch keineswegs überraschend: Nach den Angaben Zinzendorfs⁶⁵ ist die vierte Nummer des *Socrates* bereits nicht mehr bei Schwencke in Dresden, sondern schon in Ebersdorf in Druck gegangen. Dies macht die Analyse des Druckbildes der im Stadtarchiv aufbewahrten Exemplare wie der bei Heinsius erschienenen Ausgabe klar ersichtlich. Das vierte Stück hat einen anderen Stehsatz, was schon an der Verwendung einer größeren Type erkennbar ist.

Eine inhaltliche Analyse dieser ersten Auflage des *Socrates* steht noch aus. Eine erste Durchsicht und ein Vergleich mit der zweiten Auflage, die Zinzendorf 1732 herausgegeben hat, macht Divergenzen in den ersten Stücken deutlich, die einer eingehenden Untersuchung harren. Der *Dreßdnische Socrates* birgt noch eine Vielzahl offener Fragen. Der hier dargestellte Archivfund kann lediglich einige Antwortmöglichkeiten andeuten. Insbesondere das Problem der Vertriebswege des *Socrates* und der hierin involvierten Personengruppen ist in diesem Zusammenhang zu nennen. Mit dem Drucker Schwencke und dem offensichtlich für die Verteilung zuständigen Arzt Pomsel rücken zwei wichtige Gestalten aus dem Dunkel, das bislang auf den Ereignissen um den *Socrates* gelegen hat.

Eine noch völlig ungeklärte Frage ist die nach der tatsächlichen Auflagenhöhe des *Socrates*. Aus dem Briefwechsel Zinzendorfs mit seinen Dresdener Gewährsleuten ist, abgesehen von einer Ausnahme, in der von 150 Exemplaren eines »Stückes« die Rede ist⁶⁶, des öfteren die Übersendung von 10 bis 20 Exemplaren an Gleichgesinnte, Förderer und Freunde zu entnehmen.⁶⁷ Hier können weiterführende Untersuchungen noch Aufschluß bringen.

⁶⁵ S. den Brief Zinzendorfs: B. XVII. 360x. (s.u. Anlage 2).

⁶⁶ S. UA Hermhut R 20 D4. 51, Augustin Oertel an Zinzendorf, 05.02.1726 schreibt u.a.: »Nebst einigen eingelauffenen Briefen folgen hierbey 100. Exemplaria vom Neu-jahrsdruck des dresd. Socr. sind also noch 50. Stück davon allhier.«

⁶⁷ S. UA Hermhut R 20 D 1. 153 von Johann Benjamin Pomsel an Zinzendorf, 11.06.1726: 12 Exemplare des 17. Stücks werden an Magister Scheffer übersandt; R 20 D 1. 154 von Zinzendorf an Johann Benjamin Pomsel, 28.05.1726 korrespondiert mit diesen Angaben nicht: Zinzendorf fordert hier, Scheffer vom 13. Stück an je 40 Exemplare zukommen zu lassen; für sich selbst fordert er jeweils 12 Exemplare an; R 20 D 4. 52a von Christiane Sophie Oertel an Zinzendorf, 12.05.1726 redet von 12 Exemplaren des 14. Stücks und 12 Exemplaren des 15. Stücks, die sie für Zinzendorf ihrem Schreiben beifügt. Der Briefwechsel mit Pomsel deutet auch auf Finanzierungsprobleme im Vorfeld und Verlauf des Erscheinens im Zusammenhang mit der Leipziger Ausgabe; s. R 20 D 1. 150, 15.08.1724, R 20 D 1. 151, 11.03.1726 und R 20 D 1. 152, 18.03.1726. Die Angaben Beyreuthers 2, S. 49 beruhen offensichtlich auf den Angaben von R 20 D

Die Erscheinungsweise war offenbar nur annähernd die einer Wochenschrift. Dies macht ebenfalls der Briefwechsel im Zusammenhang mit dem »Socrates« deutlich, in dem sporadisch die Erscheinungsweise erkennbar wird, wenn über den Einlauf eines neuen Exemplars aus Ebersdorf in Dresden Nachricht an Zinzendorf gegeben wird.⁶⁸ Allein das erste Stück trägt eine, wenn auch nicht korrekte, Datierung: »Freytags am 2. Nov. als am Tage Aller Heiligen«.⁶⁹

Der Briefwechsel ist es auch, der ein weiteres Indiz dafür abgibt, daß die Leipziger Ausgabe des *Dreßdnischen Socrates* entweder eine bloße Titelaufgabe oder ein unveränderter Nachdruck gewesen ist, was ja bereits anhand eines Textvergleiches belegt werden konnte. In einem Brief vom 1. Februar 1726⁷⁰

4. 51 (s.o. Anm. 37. 48. 50. 66) und den Angaben von R 20 C 18. 123, Augustin Oertel an Zinzendorf, 25.12.1725 (»Nebst Übersendung derer Jnlagen, so gestern allhier eingelauffen, habe Ew. Excellenz gehorsamst melden sollen, daß das Paqvot gedruckte Sachen, an 124. Piecen richtig erhalten, davon 117. Stück an H. D. Pomseln überliefert worden. Die Expedition nach Ebersdorff werde mit morgender Post besorgen.«). Die Angaben in dem letztgenannten Schreiben müssen sich aber nicht zwangsläufig auf den *Socrates* beziehen; da sich die Ausführungen nicht eindeutig zuordnen lassen.

⁶⁸ S. UA Herrnhut R 20 D 4. 52a von Christiane Sophie Oertel an Zinzendorf, 12.05.1726 (s. die vorstehende Anm.): Sie berichtet, daß am 8. Mai das 15. Stück des *Socrates* aus Ebersdorf eingetroffen ist. Einer der Vorentwürfe des Attestes für Pomsel, R 20 D 4. 37 trägt einen Hinweis auf die Konfiszierung des 3. Stückes, das zum Bußtag erschienen war; dies korrespondiert mit den Angaben der Dresdener Untersuchungsbehörden (B. XVII. 91. 1r) vom 17.11. 1725.

⁶⁹ Korrekt wäre entweder Donnerstag, 01.11. zu Allerheiligen oder Freitag, 02.11. nach Allerheiligen; in der 2. Auflage ist das Datum korrigiert worden. Zinzendorfs Aufzeichnungen geben als Erscheinungstag des ersten Stückes den 03.11. an. Für das zweite Stück kommt nach seinen Notizen das folgende Wochenende (09.–11.11.) in Frage; das am Bußtag konfiszirte Exemplar ist nach Zinzendorfs eigenen Angaben am 15.11. erschienen. Allerdings sind die Aufzeichnungen Zinzendorfs an dieser Stelle nicht völlig eindeutig und die Datumsangaben teilweise mehrfach korrigiert worden; s. R 20 A 15b. 163 unter den jeweiligen Daten.

⁷⁰ S. UA Herrnhut R 20 C 37. 236 (vgl. o. Anm. 48). Mit den Vorbereitungen war man in Ebersdorf bereits im Dezember 1725 befaßt, wie aus einem Brief Ulrich Bogislav von Bonins an Zinzendorf hervorgeht (R 20 C 5. 85 vom 14.12.1725): »Ich habe nur noch unterth. zu gedencken, daß die hier gebliebene 200 st. vom 4 und 5 St. des Dresdenschen Socratis mir nichts nutze, wenn die ersten nicht dazu bekommen, weshalb Ew Gnden Sie mir entweder von Dresden zu schicken, oder hier aufs neue abdrucken zulaßen geruhen werden.«

Zu Bonin vgl. Hans Walter Erbe, Zinzendorf und der fromme hohe Adel seiner Zeit, Leipzig 1928 (Diss. phil.), S. 158–161.

berichtet Augustin Oertel aus Dresden, daß »hegestern der Nachdruck deß dresden. Socratis von ebersdorff angelanget«. Offensichtlich ist der Druck in Ebersdorf erfolgt und Heinsius in Leipzig mit dem Verlag betraut worden.

Das Dresdener Umfeld Zinzendorfs nimmt in diesem Zusammenhang eine herausragende Rolle ein. Die Namen Pomsel und Oertel stechen hervor. Diesem Beziehungsgeflecht, das Zinzendorf in Dresden aufgebaut hat, muß näher nachgegangen werden. Auch für die unionistischen Aktivitäten Zinzendorfs, die im unmittelbaren zeitlichen Vorfeld des *Socrates* ihren Platz haben, und die in Dresden ihren Abschluß gefunden haben, sind hier wichtige Aufschlüsse zu gewinnen. Dies soll im Rahmen einer größeren Arbeit, die sich mit den Unionsplänen Zinzendorfs beschäftigt, geschehen.⁷¹

⁷¹ Für eine Reihe wichtiger Hinweise danke ich Herrn Prof. Dr. Gottfried Geiger, München, Herrn Oberkirchenrat Dr. Jürgen Quack, Reutlingen, und Herrn Prof. Dr. Hans Schneider, Marburg.

Anlage 1:

B. XVII. 91. 4r (von Zinzendorfs Hand):

»Wohl Edle Großachtbare
hochzuehrende herren.

Der H Autor gegenwärtiger Piece verlangt daß solche, da sie sich actuelement in dreßden befinden vornembl zu Nutze dasiger Stadt bekannt werden solle. Sie überreden demnach selbiges durch mich, inmaßen sie auch nun desto beßern fortkommens und weniger anstoßes willen allezeit gedruckt übersandt werden wirdt an Ew. Wohledl. mit Bitte, sie zu verthun⁷², und des Gelds wegen gleich an den Hn Buchführern sich dereinst mit dero Mandatum zu berechnen. Jch bin Ao: 1725

[mp.]

dienstbahrster

... Ludwig ...⁷³«

Anlage 2:

B. XVII. 360x. Brief 2 S.⁷⁴:

»Herr Doctor Pomsel hat zu wißen verlangt, weil dergleichen höhern Orthes von Jhme begehret worden, wo denn eigentlich der Socrates gedruckt werden müste, nachdem er in dresden (wie mit den 3ten Stück geschehen) nicht mehr besorget werde; Ob nun wohl viele Ursachen vorhanden seyn möchten, warum

⁷² Verthun: im Sinne von vertreiben; vgl. Dwb 12. 1, Leipzig 1956, Sp. 1896–1897.

⁷³ Die Unterschrift ist stilisiert. Aus dem Schriftzug ist lediglich der Namenszug »Ludwig« zu ersehen.

⁷⁴ Zwei nicht ausgeführte Vorentwürfe Zinzendorfs finden sich im Unitätsarchiv unter R 20 D 4. 37 und 50; letzterer lautet:

»Weil ich vernehme, ob solte Hn Dr Pomseln ordre zukommen, denjenigen Ort wo der Socrates aufgelegt werde eydl. zu erhalten, u. aber ich diese Bagatelle erst beschweren zu laßen ganz unnöthig finde, als habe der Sache ein Ende zu machen hirdurch declariren wollen, daß nachdem ich gehöret daß dem Dresdnischen Buchdrucker deshalb difficultæt gemacht werde, ich in erwartung bis etwas vernünfftiges an dieser piece ausgesetzt werde, meinen buchdrucker zu Ebersdorff anbefolen solche wöchentl. zu drucken, wie denn das 4 und 5te an mich selbst, die künfftigen aber als in meiner Abwesenheit an meinen dortigen Agenten übermacht wd. Sigl

Bertholsdorff am 3ten Jan 1726.

Zinzendorff [mp.]«

ich H. Dr. Pomseln, alß welcher mit dieser Commission nicht chargiret ist, rathen wolte, was Jhm etwann hievon bewust seyn möchte, weil daran dem Herrn und Lande nicht gelegen ist, nicht von sich zu sagen, Gleichwohl und um diesem ehrlichen Mann keinen vergeblichen Eyd zu causiren, habe hierdurch bey denen Pflichten, womit Jhro Maj. Ich verhaftet bin, eigenhändig bekennen und uhrkunden wollen, daß er in den Churfürstenthum Sachßen und was dem anhängig, nicht gedruckt, vielmehr ich mich bewegen laßen, solchen von 4ten Stück an inclusive in meiner druckerey zu Ebersdorff auff legen zu laßen, von wannen allenfalls ein herrschafftlich Attestat zu erlangen wäre, wie ich denn auch solches || so lange zu continuiren entschloßen bin, alß der Autor es bedürffen wird, weil mir dieses Institutum gefället und von allen vernünfftigen leüthen zu dreßden (bis auff den Passum, wenn es etwan alldort ohne censur gedrucket würden) approbiret wird. Uhrkündl. habe diese Declaration, die verhoffentlich allen Fidem haben wird, unter meiner hand und Siegel außfertigen wollen, geben Bertholsdorff am 5ten Jan: 1726.

Zinzendorff L[oco] S[igilli]

dieses Attestat kan H. Dr. Pomsel vorzeigen wo es ihm beliebt, nirgends aber ad acta geben, welches sich in einer so geringfügigen Sache nicht schicken will Jch bin aber erböthig, mich gegen ieder männiglich dazu zu bekennen.

Concordat hoc copia vero suo Originali

producto, id quod attestatur

Gottlob Theodorus Volckarius

Not. Publ: Caes: jur.«

Summary of the Article by Thilo Daniel

»On the Dresden Socrates«

On of Zinzendorf's activities during his time as a civil servant in Dresden which has received considerable attention from church historians is his publication of the periodical *The Dresden Socrates*, which appeared weekly from 1725 to 1726.

The dresden city archives offer new insights into this. The former Council Archive contains files on the interrogation of Johann Heinrich Schwencke, a printer, and Johann Benjamin Pomsel, a doctor. These files also include the first four parts of the first edition, which were hitherto thought to be lost.

Using this source material, it is possible to reconstruct the course of events in Dresden from the publication to the beginning of the interrogations. This opens the way for further research into Zinzendorf's periodicals.

»Die Sache des Heilands«
David Cranz (1723–1777).
Sein Leben und seine Schriften

von
Holger Finze-Michaelsen

In David Cranz begegnen wir einem gleichermaßen namhaften wie typischen Vertreter der Brüdergemeine zu Lebzeiten Zinzendorfs. Seine vielfache Begabung und sein Wille, der »Sache des Heilands« (dies sein häufiger Ausdruck) dort zu dienen, wo man ihn für geeignet fand, führte ihn in die Schweiz, nach Holland, England, Grönland und schließlich Schlesien. Angesichts seiner Bedeutung als jahrelanger Weggefährte Zinzendorfs und seiner Publikationen, die das Wesen und die Geschichte der Brüdergemeine weiten Kreisen erschloß, überrascht die Feststellung, daß seine Biographie weitgehend unbekannt ist.¹ Auch ein Bildnis des weitgereisten Mannes ist nicht vorhanden. Das Folgende ist ein Versuch, anhand der streckenweise dürftigen Quellen seinen Lebensweg nachzuzeichnen.²

David Cranz wurde am 3. Februar 1723 in Naugard/Hinterpommern (heute Nowogard/Polen) in ärmlichen Verhältnissen geboren. Seine Eltern waren der

¹ An handschriftlichem Material zur Biographie von Cranz ist im Archiv der Brüder-Unität, Herrnhut (im Folgenden abgekürzt ABU), vorhanden: ein auf seine eigenen Angaben zurückgehender, von fremder Hand bearbeiteter und ergänzter, hier (falls nicht anders angegeben) zitierter Lebenslauf (Gemein-Nachrichten 1777, XI. Beilage zur 44. Woche, I.12); ein weiterer, jedoch wesentlich kürzerer Lebenslauf (R 22.121.4); sein »Dienerblatt«; ein von seiner Ehefrau Agnes Lange über sich selbst verfaßter Lebenslauf (R 22.62.62) und ihr »Dienerblatt«; daneben vereinzelte Briefe und die unten erwähnten Diarien über seine Reisen durch Graubünden. Den Versuch eines biographischen Überblicks gibt Gerhard Meyer in seinem Vorwort zum Reprint von D. Cranz, *Alte und Neue Brüder-Historie*, S. V–XI; vgl. ferner *Allgemeine Deutsche Biographie*, Leipzig 1875ff., Bd. 4, S. 566.

² Die folgenden Ausführungen sind die überarbeitete und (in den speziell Graubünden betreffenden Partien) gekürzte Fassung einer Biographie, die als Anhang (S. 149–186) veröffentlicht wurde zu: D. Cranz, *Reise durch Graubünden im Jahre 1757. Ein Zeugnis aus der Geschichte der Herrnhuter in der Schweiz*, hrsg. von H. Finze-Michaelsen, Zürich 1996; vgl. unten das Verzeichnis der nach 1777 gedruckten Schriften.

Schneider Johann Cranz und Regina, geb. Kamke. Über seine Jugendzeit berichtet er lediglich, daß er »bey einem Prediger im Hause erzogen und unterwiesen worden« sei. Bereits als 15jähriger verließ er das Elternhaus, zu dem er offenbar – wegen seiner pietistischen Frömmigkeit? – in Spannung stand, um in Halle ab Herbst 1738 Theologie zu studieren und damit den Ort aufzusuchen, der damals als das Zentrum des deutschsprachigen Pietismus galt. Dort machte Cranz »die Bekanntschaft der erweckten Studenten, Bürger und Soldaten«. Unter den herrnhutischen »Soldatenbrüdern« war ihm Karl Heinrich von Peistel (1704–1782) von besonderer Bedeutung. Möglicherweise war es dieser, der den jungen Theologiestudenten im Frühling 1740 bewog, nähere Verbindung zur Brüdergemeinde zu suchen und das Studium im Brüderseminar in Herrnhag fortzusetzen. Dies war – wie sich später zeigen sollte – der entscheidende Schritt, der dem Lebensweg Cranzens die Richtung gab. Am 10. Mai traf er dort ein³, wurde bereits am 25. Juni regulär in die Gemeinde aufgenommen und am 1. Oktober erstmals zum Abendmahl zugelassen. Vermutlich hatte er hier auch seine erste Begegnung mit Zinzendorf.

Der Graf hatte aus der Not seiner Ausweisung aus dem königlich-sächsischen Gebiet, zu dem Herrnhut gehörte, eine Tugend gemacht, indem er nun um so mehr durch Europa und bis nach Übersee reiste, um die gewachsenen Anfänge der brüderischen Arbeit selbst kennenzulernen und zu unterstützen; weiterhin, um neue Kontakte zu knüpfen und die allgegenwärtigen Mißverständnisse oder sogar Anfeindungen zu zerstreuen. Bei seinen Reisen war er jeweils umgeben von der »Pilger-Gemeine«, dem »fliegende[n] Generalstab«⁴ der Brüder-Unität, einem Kreis von bis zu 150 Personen, die für die verschiedensten Leitungs- und Organisationsaufgaben zur Verfügung standen.

Mit Zinzendorf in Genf (1741)

Als sich Zinzendorf anfangs 1741 zu seiner zweiten Reise in die Schweiz⁵ aufmachte, war auch Cranz unter der diesmal etwa fünfzigköpfigen Pilger-Gemei-

³ Am 12.4.1741 schreibt er in einem Brief von Genf aus an Br. Nitschmann über »die Gnade, die mir das Lamm vorm Jahr erwiesen«; ABU, R 21 A 195, A–C, 237.

⁴ E. Beyreuther, *Die große Zinzendorf-Trilogie*, Marburg 1988, Teil III, S. 127.

⁵ Vgl. zu dieser Reise H. Reichel, *Die Anfänge der Brüdergemeinde in der Schweiz mit besonderer Berücksichtigung der Sozietät Basel*, in: UF 29/30 (1991), S. 9–127; hier: S. 58–72.

ne, die – aufgeteilt in sechs »Kolonnen« – vom 24. Januar an gestaffelt von Marienborn aus mit Kutschen abfuhr.⁶ In Gesellschaft u.a. des Schweden Arvid Gradin⁷ und des Sachsen Johann Ludwig von Marschall⁸ traf Cranz auf dem Weg über Basel am 3. März in Genf ein.⁹ Es war sein erster Aufenthalt in diesem Land, in dem die Brüder neben Genf u.a. in Bern, Basel, Aarau und Zürich etliche Freunde hatten. Vielleicht wirkte er hier erstmals als Schreiber, Protokollant und Sekretär Zinzendorfs bei den zahlreichen Begegnungen mit Erweckten und Pfarrern, Vertretern der Universität und des Magistrats und nicht zuletzt bei der Bearbeitung des Schriftverkehrs mit den Missionaren und Sozietäten in aller Welt. Freilich erfuhr er hier auch, außerhalb des geschützten Rahmens einer Brüderkolonie, welche Blüten die Gegnerschaft treiben konnte: Als die Pilger-Gemeine am 16. Mai aufbrach, warf der Pöbel den zahlreichen Kutschen Steine hinterher. Zinzendorf reiste über Montmirail nach Basel, wo er sich bis zur Abfahrt nach Deutschland bis Ende Mai aufhielt. Unterdessen nutzten etliche Brüder die Gelegenheit, bereits bestehende Verbindungen zur deutschsprachigen Schweiz durch einen Besuch zu vertiefen. Marschall und Cranz machten sich gemeinsam auf den Weg über Bern nach Thun, wo das gerade zusammengekommene Pfarrkapitel neue Begegnungen ermöglichte, gingen dann weiter nach Dießbach zum altehrwürdigen Pietisten Samuel Lutz und gelangten über Beatenberg, Langenthal, Däniken und Waldenburg nach Basel, wo sie am 1. Juni eintrafen. Cranz erkrankte dort an Fieber, wollte die Krankheit jedoch, statt auf Gesundung zu warten, »lieber durch Motion [Bewegung] vertreiben«¹⁰. So zog er (vermutlich allein, denn Gradin machte weitere Besuche in Württem-

⁶ Vgl. ABU, R 19 C 8.10: »Zinzendorfs Eintheilung der Reisegesellschaft von Marienborn nach Genf in 6 Colonnen«; ebd., »Bruder Abraham Gersdorffs umständliches Diarium von der Reise der Pilger-Gemeine nach und von den Geschäften derselben in Geneve«.

⁷ (1704–1757); kam 1739 nach Herrnhut und wurde Deputierter zum griechischen Patriarchen; verstarb in Neuwied.

⁸ (1720–1800) aus Stolpen bei Dresden; seit 1737 Student in Leipzig, ab Oktober 1739 in Herrnhut; 5.3.1740 aufgenommen in die Gemeinde; 1743/44 weitere Reisen in die Schweiz; verstarb in Gnadau.

⁹ Vgl. ABU, R 19 C 7a: »Nachrichten und Briefe von dem Sejour der Pilger-Gemeine in Geneve 1741«.

¹⁰ ABU, R 19 C 2a (37a–c); drei Briefe von Marschall an Zinzendorf: vom 28.5. aus Dießbach, vom 2.6. aus Basel (Zitat) und ein dritter o. Datum.

berg¹¹) über Colmar, Speyer und Oppenheim nach Marienborn weiter, wo er am 23. Juni eintraf. Die Genfreise hatte Cranz einen ersten Einblick in die schweizerischen Verhältnisse gegeben, zudem hatte sie ihn erstmals in einen fremdsprachigen Landstrich geführt. Auch das Wandern von Ort zu Ort, um die verstreuten Erweckten aufzusuchen, war ihm neu. Seine gemachten Erfahrungen sollten ihm bei seinem zweiten Aufenthalt in der Schweiz (1756–1758) zugute kommen.

Theologiestudent, Schreiber und Lehrer (1741–1747)

Zurückgekehrt an die Ausbildungsstätte der Brüder in Marienborn betrieb er aus gesundheitlichen Gründen weniger Studien, sondern betätigte sich zumeist als Schreiber. Das straff und für diese Zeit erstaunlich organisierte System der Informationsvermittlung innerhalb der Brüderkirche erforderte etliche Kräfte nur schon für das abschreibende »Vervielfältigen« von Nachrichten. Das »Jüngerhaus-Diarium« beispielsweise – ein tagebuchähnliches Werk großen Umfangs, in dem alle wichtigen Ereignisse um den »Jünger« Zinzendorf und aus der weltweiten Arbeit aufgezeichnet wurden – gelangte in Abschrift an zahlreiche Gemeinorte in Europa und Übersee. So hatte man auch noch am entlegensten Ort Kenntnis vom Gang und Stand der »Sache des Heilands«. Geringeren Umfangs waren die »Gemein-Nachrichten«, die in einem festgelegten Turnus – übersetzt in die jeweilige Landessprache – die Runde in Stadt und Land machten. Eine Besonderheit des Brüderseminars war übrigens, daß es nicht nur Kenntnisse in den klassischen theologischen Fächern (Bibelauslegung, Kirchengeschichte, Konfessionskunde usw.) vermittelte, sondern darüber hinaus eine Befähigung für den vielseitigen Dienst etwa in der Mission anstrebte. Darum gehörten auch Medizin, Geographie, neuere Sprachen, praktische Mathematik mit Baukunst und anderes zum Ausbildungsprogramm. Hier wurde also bei Cranz der Grundstein gelegt für seine Allgemeinbildung und der Sinn für Völker-, Länder- und Naturkunde geweckt.

Bereits nach kurzer Zeit, im Herbst 1741, wurde er als Lehrkraft an die Kinderanstalt in Herrnhut entsandt.¹² Genau ein Jahr später kehrte er nach Marien-

¹¹ Vgl. Arvid Gradins Bericht von seiner Reise durch Württemberg Juni 1741, in: *Zinzendorf und die Herrnhuter Brüder. Quellen zur Geschichte der Brüder-Unität von 1722 bis 1760*, hrsg. von H.-Chr. Hahn und H. Reichel, Hamburg 1977, S. 387–389.

¹² ABU, R 21a 108b.160; Brief an Polykarp Müller, Leiter des Brüderseminars in Marienborn, vom 25.6.1742 aus Herrnhut.

born zurück. Die Absicht, von hier aus eine Besuchsreise zu seinen Eltern zu machen, kam nicht vollends zur Ausführung; in Berlin kehrte Cranz wieder um, »weil ihm klar wurde, daß ihn dieser Besuch leicht in seinem Gnadengang stören könnte«. 1747 jedoch besuchte er seine Mutter »auf ihr dringendes Verlangen«; sie war ihm bis Stettin entgegengekommen. Als das Seminar im Frühling 1744 ins nahe Lindheim verlegt wurde, zog Cranz mit. Auch hier war er vor allem mit der »Copierung der Gemein-Nachrichten in der Schreiberstube« beschäftigt. Gelegentlich betätigte er sich, wie es dem Geschmack der Zeit und seiner Frömmigkeit entsprach, als (zwar gefühlvoller, aber nicht gerade begabter) Dichter, der das »Lamm« Christus besang oder zum Geburtstag des einzigen Sohnes des Grafen, Christian (»Christel«) Renatus von Zinzendorf, Verse schmiedete.¹³ Zu diesem scheint Cranz (übrigens auch später in London) eine innige Freundschaft gepflegt zu haben. In Herrnhut wurde er am 11. Juni 1747 »zur Akoluthie angenommen«, d.h. zur Übernahme besonderer Aufgaben in der Brüdergemeine eingesetzt. Dies geschah offenbar schon mit Blick auf seine künftige Arbeit, die ihn an Zinzendorfs Seite in die Ferne führen sollte.

Als Zinzendorfs Schreiber in Herrnhut, London und auf Reisen (1747–1756)

Von 1747 bis 1756, also neun Jahre lang, war Cranz der Begleiter des Grafen, ab 1748 verantwortlicher Stenograph von dessen unzähligen Reden, Ansprachen und Verhandlungen, Eingeweihter in die umfangreiche Korrespondenz, die täglich eintraf und abging; er kannte im Laufe der Jahre alle führenden Köpfe der Brüder-Unität, wußte um die Konflikte und Anfeindungen in vielen Ländern, lernte die Schwächen einzelner Brüder kennen, hatte Umgang mit Adligen, Staatsmännern und königlichen Beamten ebenso wie mit den vielen einfachen frommen Seelen, denen er am Ort oder auf Reisen begegnete. So erwarb er sich eine große Sachkenntnis und einen weiten Horizont.

Gleich zu Beginn seiner Tätigkeit bei Zinzendorf wurde er Zeuge eines lang ersehnten Augenblicks: Der Graf – seit elf Jahren aus Sachsen verbannt – erhielt am 11. Oktober 1747 die Erlaubnis zur Rückkehr nach Herrnhut. Bereits drei Tage später traf er dort ein, und mit ihm David Cranz. Zinzendorf hatte jedoch darauf bestanden, daß die sächsische Regierung alle einstmals gegen ihn

¹³ Vgl. ABU, R 21 A 194.26: Gedicht zu Chr.R. von Zinzendorfs 16. Geburtstag am 19.9.1743; ebd., 195(A–C), 237–241 zu dessen 17. Geburtstag; dort auch weitere Gedichte.

erhobenen Vorwürfe untersuche, natürlich mit dem Ziel der völligen Rehabilitation seiner Person und des Werkes, das in Herrnhut gewachsen war. Vom 29. Juli bis 12. August 1748 dauerten die Untersuchungen einer im benachbarten Schloß Großhennersdorf tagenden Regierungskommission, bestehend aus sieben hochrangigen Vertretern.¹⁴ Alle Fragen der Rechtgläubigkeit, des Lebenswandels, der Kirchenordnung und der sozialen Einrichtungen wurden eingehend erörtert; zwar wurde vieles als ungewöhnlich und abweichend erachtet, aber man fand doch keinen Grund mehr, Zinzendorf und den Brüdern Sektiererei zu unterstellen. Die Unitas Fratrum wurde offiziell anerkannt. Cranz »diente mit seiner Gabe« des exakten Protokollierens während dieser entscheidenden Verhandlungen.

Dem Grafen blieb keine Zeit, länger in Herrnhut zu verweilen. Am 18. August 1748 brach er Richtung Westen auf. In Herrnhag und Zeist hielt er sich etliche Wochen auf, um am 31. Dezember nach England überzusetzen. Dort drohte eine ernste Krisis: Schmähschriften gegen die Herrnhuter hatten Zwietracht gesät; John Wesley, einst Freund der Brüder, wurde zu einem öffentlichen Kritiker, und das Verhältnis zum entstehenden Methodismus war gespannt; die anglikanische Kirche wurde mißtrauisch, weil ein großer Teil der Brüder in London deutscher Herkunft war. Man fürchtete den Import ausländischer Sektiererei. Als David Cranz (dem Grafen – ebenfalls über Herrnhag und Zeist – nachreisend) am 11. Juni 1749 in London eintraf, war die Entscheidung allerdings schon gefallen: Am 12. Mai hatte das Oberhaus nach langen Verhandlungen einstimmig die Brüderkirche anerkannt, am 6. Juni war die königliche Bestätigung erfolgt. Innerhalb nur eines Jahres war also in so wichtigen Ländern wie Sachsen und England die offizielle Legitimation vollzogen worden. Unter dieser Voraussetzung nahm Cranz seine mehrjährige Arbeit in London auf.

Zunächst bestand sie darin, daß er »im Jüngerhause das Geschäfte mit Nachschreiben der Reden und Extrahierung der Gemein-Nachrichten fortsetzte«, wie es im Lebenslauf heißt. Die Arbeit daran wurde immer umfangreicher: »Von 1747 ab wurde die Sitte des Nachschreibens und der Versendung an andere Gemeinen grundsätzlich auf alle Reden Zinzendorfs ausgedehnt, und diese Einrichtung wurde immer mehr ausgebaut. So umfaßt das Exemplar des Jüngerhausdiariums des Herrnhuter Gemeinarchivs vom Jahre 1756 acht Bände von zusammen über 6500 Seiten. Die ersten vier Bände enthalten die Reden Zin-

¹⁴ Vgl. Fr.S. Hark, Des Grafen von Zinzendorf Rückkehr nach Sachsen und die Hennersdorfer Kommission 1747–1748, in: *Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Alterthumskunde*, Bd. 6 (1885), S. 264–307.

zendorfs, die anderen die Diarien der Gemeinen, der Chöre, der Boten sowie Lebensläufe. Und dieser ganze Stoff wurde dann in allen Gemeinen fortlaufend vorgelesen. Das Jüngerhausdiarium war also gleichsam der Rundfunk der Gemeinen, alle hörten einen Redner, empfangen die gleichen Nachrichten und lebten von einer Idee.«¹⁵ Diese Schreiarbeit war darum alles andere als nur mechanisches Festhalten von gesprochener Rede. Zinzendorf verstand sie sogar als gottesdienstliche Handlung, diente sie doch dem geistlichen Aufbau der Gemeinde: »Die Schreiber müssen aus diesem ihrem Geschäfte eine Liturgie machen und manchen Paragraphen mit ihrem Gebet und Segen abschicken.«¹⁶ Wie aufwendig der Weg von einer Rede des Grafen bis zur definitiven Niederschrift war, schilderte Zinzendorf selbst in einem launigen Gedicht, das er Cranz zu Ehren auf dessen 33. Geburtstag 1756 zum Besten gab¹⁷:

»Erst spitzet man die Ohren,
Sonst wird manch Wort verloren.
Dann schreibt mans *abbreviret*,
Zum dritten wirds *copiret*.

Darnach wirds *revidiret*
Und dann erst *corrigiret*
Mit Röthel, der nicht bleibt,
wenn mans nicht *überschreibet*.

Darnach kommt Cranz erst fragen,
die Lücken *nachzutragen*.
Zum achten wirds *mundiret*,
Zuletzt *collationiret*.«

Damit war freilich nur gerade der Teil der *Reden* für das Jüngerhaus-Diarium bearbeitet:

»Wo sind nun die Summarjen
All der Gemein-Diarjen,
Und der Verlauf in nuce
Der Wanderschaft sub cruce?

¹⁵ O. Uttenhöfer, Aus Zinzendorfs Alltagsleben, in: *Mitteilungen aus der Brüdergemeine* 1939, S. 55–108; hier: S. 60.

¹⁶ Zit. nach: *Zinzendorf und die Herrnhuter Brüder*, S. 147.

¹⁷ ABU, JHD 1756, 6. Woche.

Wo sind erst die Extracta
Apostolorum Acta,
In mehr als einem Plane
Über dem Oceane? ...

So sehr nun das beschwerlich,
So gehts doch unaufhörlich;
Und Cranz ließ seit acht Jahren
Den Faden niemals fahren.«

Weiterhin war Cranz beteiligt an der Diaspora-Arbeit auf dem Land. So besuchte er 1754 Fulneck, einen Hauptposten der Brüder, bei Leeds in Yorkshire gelegen. Der Ort war »als groß angelegte ›Siedlung‹ mit Schulen, Gemeinnsaal, Chorhäusern und handwerklichen Betrieben verschiedener Art gegründet« worden. »Von hier aus wurde eine weitangelegte Diasporaarbeit aufgebaut, die in kurzer Zeit mehr als 70 regelmäßige Predigtplätze umfaßte.«¹⁸

Und drittens war er ständiger Begleiter Zinzendorfs auf seinen Besuchsreisen, die ihn zwischen London und dem europäischen Festland pendeln ließen. Im August 1750 nahm Cranz als Protokollant in Barby bei Dessau an der Brüdersynode teil, im Sommer 1751 an der Provinzialsynode in Gnadenberg/Schlesien (hier sollte er übrigens einst die letzten Tage seines Lebens verbringen). Auf der Rückreise nach Westen begleitete er den Grafen ein gutes Stück, um dann allein auf dem üblichen Weg über Herrnhag, Zeist und Heerendijk wieder nach London-Westminster und an die »Außenstelle« Lindseyhouse zurückzukehren. Am 22. März 1755 beendete Zinzendorf seinen letzten Aufenthalt in London. Damit waren auch Cranzens Tage in England gezählt. Er war unterdessen zu einem begehrten Mitarbeiter des »Generalstabs« geworden.

Rückkehr nach Herrnhut und Entsendung in die Schweiz (1756)

Am 13. April traf Cranz in Zeist ein, und nach zwei Wochen reiste er von dort aus mit dem Grafen und vier weiteren Personen¹⁹ weiter über Neuwied,

¹⁸ E. Beyreuther, a.a.O., S. 260. – Cranz reiste ferner 1751 nach Bedford (ABU, JHD 1751, Bd. 3, 34. Woche, S. 316); im Dezember 1752 begab er sich nochmals dorthin, um »im Id. Brr. Hause zu vicariiren« (JHD 1752, 52. Woche, S. 624 im ABU-Expl.).

¹⁹ ABU, JHD 1755, Bd. 2, 27. April: »in Gesellschaft der lieben Anna Johanna, Schw. Müllerin, Br. Hutton, Cranz und Gold«.

Neudietendorf, Ebersdorf, Kleinwelka, Uhyst und Niesky nach Herrnhut, wo man am 8. Oktober eintraf, um am folgenden Tag schon wieder in umgekehrter Richtung nach Barby aufzubrechen (12. Oktober bis 5. November). Am 8. November fand sich die Gesellschaft dann endlich wieder in Herrnhut ein. Noch ein Jahr später erinnerte sich Cranz in einem Brief an Zinzendorf, daß diese »Reise mit Ihnen aus Holland nach Herrnhuth die seligste und vergnügteste für mich gewesen«, wegen der Gemeinschaft mit dem Grafen und »weils alle Tage näher zu Herrnhuth« ging.²⁰ Dieser Ort als Wiege der Brüdergemeine war auch für Cranz ein besonderer Punkt auf der Landkarte. Er hielt sich jedoch vor allem im gut einen Kilometer entfernten Berthelsdorf auf, wo der Graf in seinem Schloß (»Bethel«) residierte. So war er beständig abrufbereit für die Schreibarbeit. Denn wo der Graf auch war: es gab ein andauerndes Kommen und Gehen von Gästen, Durchreisenden und Boten; »conferentialiter« kam man zu Beratungen zusammen; die Brüder aus der Ferne fragten um Rat. Zu schreiben gab es allemal viel. So erstaunt es nicht, wenn es im Lebenslauf heißt, daß die Gesundheit des ohnehin kränkelnden Cranz »bey der vielen Arbeit sehr gelitten« habe.

Unter den Konferenzen war auch jene »über die Schweiz, Herrnhuth den 10. May 1756«²¹ von einiger Bedeutung. Aus diesem Land waren die Brüder Johann Georg Wallis²² und Jakob Benjamin Macrait²³ gekommen, um über ihre Arbeit in Montmirail, Bern, Basel, Zürich, Aarau, Genf, Lausanne und Graubünden zu berichten. Vor allem letzteres Gebiet gab allerhand Gesprächsstoff. Im Jahre zuvor war der Hauptverbindungsmann, Pfarrer Daniel Willi in Chur,

²⁰ ABU, R 7 H Ia 6.79; Brief vom 20.9.1756.

²¹ ABU, R 19 C 2a.81; Protokoll.

²² (1720 – nach 1776), 1740 Aufnahme in die Gemeine, nach seiner Trauung mit der ledigen Schwester Maria Barbara Degger von Schaffhausen (1720–1775) mit dieser in die Schweiz entsandt zur Betreuung besonders der Diaspora in den französisch- und deutsch-sprachigen Gebieten, mit zeitweiligem Sitz in Montmirail. Über seine Besuche in Graubünden bis 1756 während seines Aufenthaltes in der Schweiz (1747–1761) berichtet einzig sein Diarium von Mai bis Juli 1750; ABU, R 19 C 6a.5. Später zu verschiedenen Diensten nach Gnadenfrei, Zeist, Barby und Salem/North Carolina berufen. Vermutlich in Pennsylvania verstorben; vgl. ABU, Dienerblatt.

²³ (1722–1783), Handwerker aus Hanau, 1744 in Montmirail in die Gemeine aufgenommen, war zwischen 1754 und 1770 abwechselnd für die Sozietäten in Bern, Basel und Zürich (mit Diaspora) zuständig (vgl. ABU, Dienerblatt) und besuchte 1754 erstmals auch Graubünden. Zu seinen Besuchen dort im folgenden Jahre 1757 und seinem Zusammentreffen mit Cranz in Zerneß und Bad Ragaz vgl. sein Diarium ABU, R 19 C 2a IV.90.

verstorben.²⁴ Die Frage war nun, wie es mit der Betreuung dieser Diaspora weitergehen sollte. Friedrich von Watteville, Nicola von Watteville und Peistel gingen mit den beiden Berichterstattern 23 Punkte durch. Besondere Hoffnung ruhte auf dem Hause des alten Johann Heinrich von Planta-Wildenberg in Zernez.²⁵ Dessen einziger Sohn hielt sich gerade für einige Monate in Herrnhut

²⁴ Daniel Wille/Willi (1696–1755) von Chur war der herausragendste Vertreter des Bündner Pietismus gewesen, teils Hallescher und teils mystischer Prägung. Nach seinen Pfarrämtern in Maladers (1722/23) und Thusis (1723–1733), wo er ohne Erfolg ein Waisenhaus zu gründen versucht hatte, zog er sich nahezu gänzlich vom kirchlichen Dienst und seiner Kirche zurück und privatisierte als Hauslehrer von Kindern pietistischer Eltern in Chur; 1742–1752 Pfarrer dort zu St. Regula, danach bis zu seinem Tode Antistes zu St. Martin. 1745 wurde er als erster Bündner von Bruder Johann Philipp Dörrbaum besucht (vgl. *Diarium ABU*, R 19 C 2.53), wandte sich in der Folge ganz den Herrnhutern zu und wurde zum wichtigsten Bindeglied zur Bündner Pfarrerschaft wie auch zu den Erweckten; vgl. B. Hartmann, Daniel Willi und die Anfänge des Pietismus in Graubünden, in: *Aus fünf Jahrhunderten Schweizerischer Kirchengeschichte* (FS P. Wernle), Basel 1932, S. 178–205; H. Finze-Michaelsen, Die Herrnhuter in Graubünden – Streit um die kirchliche Erneuerung im 18. Jahrhundert, in: *UF* 33 (1993), S. 5–34; hier: S. 8–11; Lebenslauf: ABU, Gemein-Nachrichten 1756, Beilage 2 zur 4. Woche, Bd. 5, S. 295f.; R 22.4.37.

²⁵ (1706–1779), 1729 Vicari im Veltlin, 1733 Commissari in Chiavenna, 1741 Landshauptmann im Veltlin (höchstes Amt im Bündner Untertanenland), 1757 nochmals Commissari. Nach seinem von ihm selbst verfaßten Lebenslauf (ABU, R 22.18.138; vgl. auch Archiv der Brüdergemeine Neuwied, PA II R 5.11: »Diarium der Gemeinde Neuwied 1779«) besuchte er das Collegium philosophicum in Chur, kehrte 1725 nach Zernez im Engadin zurück, um seinem Vater »in der Oeconomie an die Hand zu gehen«, heiratete 1733 Cornelia Dorothea von Salis, die jung verstarb und einen Sohn und vier Töchter zurückließ. »Überhaupt habe ich ein kummervolles und mühsames Leben gehabt, weilen meistens in pratiquen und factionen [politischer Parteienstreit] eingeflochten gewesen, wie es leider immer in m. Vaterland zugeht. Als ich einmahl darüber sehr verlegen war, berathete ich mich mit dem sel. H. Decan Willy von Chur, welcher mir gerathen, mit den Brüdern Bekanntschaft zu machen.« 1754 wurde Wallis zu ihm nach Chiavenna geschickt, im gleichen Jahr traf Planta ihn nochmals in Pfäfers. Von nun an wurde er regelmäßig von Brüdern in Zernez besucht, die dort jeweils für etliche Wochen Station machten. Nach einem Besuch in Neuwied 1763 wurde er am 25.10.1767 dort ohne das sonst übliche Losverfahren aufgenommen, um »den Rest seiner Tage in einer Gemeinde verbringen« zu dürfen. Er verstarb in Neuwied. – Die Familie von Planta-Wildenberg in Zernez war damals »die reichste und mächtigste Familie des Tals« (J. Mathieu, *Bauern und Bären. Eine Geschichte des Unterengadins von 1650–1800*, Chur 1987², S. 249).

auf²⁶ und war wohl einer der ersten Bündner, denen Cranz begegnete. Der Vater hatte für seine Töchter »um eine Gouvernante aus der Gemeine« gebeten; »die müßte aber frantzösisch können«. Der zunehmende Gegenwind in Graubünden wird beunruhigt zur Kenntnis genommen: »Die Controvers-Schriften haben manchen Schaden verursacht; manche von den ersten überzeugten Pfarrern sind anders Sinnes geworden, manche auch untreu worden ... Viele haben Menschen-Furcht; sie fürchten sich, Herrnhuther zu heißen.« Trotzdem konnte man im Protokoll festhalten: »Im Pündtner Land in allen 3 Bünden ist die größte Regung unter Edelleuten und Pfarrern, durch letzterer Zeugnis vom Heyland kommt es unter die Bauern und gemeinen Leute.« Schon am 13. Juli fand die nächste Konferenz über die Schweiz statt, diesmal in »Bethel« unter Teilnahme des Grafen.²⁷ Unter anderem wird angeregt, die Bündner Pfarrer fleißiger zu besuchen.

Irgendwann im Verlaufe der nächsten sechs Wochen (hier schweigen die Quellen) ist die Entscheidung gefallen, David Cranz in die Schweiz zu entsenden zur Unterstützung der dortigen Brüderarbeit in Stadt und Land. An eine Reise auch nach Graubünden war damals – wie das Diarium von 1757 eingangs vermerkt – noch nicht gedacht worden. Vermutlich sollte er u.a. in Zürich bei der Bearbeitung einer wichtigen Publikation über die Brüdergemeine behilflich sein; doch davon später.

Ohne weitere Angaben zur Vorgeschichte vermerkt das Jüngerhaus-Diarium unter dem 27. August 1756²⁸: »Mittags reisten unser lieber Bruder Nicola von Watteville, Geschwister Huttons, Brüder Cranz und Weidling, nachdem sie gestern und heute vom Jünger abgefertiget worden, in die Schweiz ab.« Sie hatten also mit dem Grafen die künftige Arbeit besprochen und einige Instruktionen erhalten. Dieses Vorgehen war allgemein üblich. Keiner machte sich »ins Blaue« auf den Weg. Damit war eine neunjährige Periode im persönlichen Dienst Cranzens beim Grafen beendet.

²⁶ Peter von Planta (1734–1805). Bei jener »Conferentz über die Schweiz« wurde über ihn notiert: »Er ist 22 Jahr u. von Jugend auf unter erweckten Leuthen impectirt gewesen. Seit 4 Jahren ist er in Bern und Genf unter Brüdern gewesen.« Nach der Übersiedlung seines Vaters nach Neuwied pflegte er die Beziehungen zur Brüdergemeine nicht weiter. – Bei seinen Reisen nach Graubünden 1757/58 wohnte Cranz mehrere Wochen im Hause Planta.

²⁷ ABU, R 19 C 2a.82.

²⁸ ABU, 34. Woche, S. 1065.

Montmirail (1756/57)

Das erste Ziel war Montmirail bei Neuenburg. Von hier aus meldete sich Cranz sofort in einem Brief an Zinzendorf²⁹: »Ich grüße und küsse Ihre lieben Hände aufs Kindlichste aus dem stillen und schönen Montmirail, wo wir Mit[r]eisende] den 15ten September recht gesund und vergnügt angekommen sind.« Zwar sei er betrübt gewesen, als es »immer weiter von Herrnhuth fortging«, jedoch »die gute Compagnie und die Hoffnung, ein hübsches Gemeinlein aus der Diaspora zu sehen«, habe ihn »über die Ermangelung so mancher schöner Gelegenheiten in Ihrem Hause, in Herrnhuth und im Chor [der ledigen Brüder]« hinweg getröstet. In Lindheim und Marienborn, seinen früheren Studienorten, sei es dem Durchreisenden »besonders wohl« gewesen. »Der Hütte [Leib] nach war ich – den ersten Abend, wie allemal im Anfang der Reise, ausgenommen – ziemlich wohl und krigte nur selten Erinnerungen ans Contrarium. In Basel aber ward ich wieder sehr stark angegriffen und ich konte mich bis Montmirail nicht recht erholen. Die Anfälle haben aber izt nichts mehr zu bedeuten, als daß ich mich aus der Gesellschaft derer, die mit meinen Umständen noch nicht bekant sind, eine Weile entziehen muss. D. Stähli von Basel [ein Arzt], der mit uns hieher gereist ist, will mich lassen auf fünf Wochen einen simplen Kräuter-Trank brauchen ...« In seinem Diarium von 1757 hörten wir Cranz gelegentlich über schmerzende Knie klagen und über »Hypochondrie« – damals eine Sammelbezeichnung für Erschöpfungszustände verschiedener Art, die wir heute teils als psychosomatische Störungen bezeichnen würden.

Vom 31. Oktober bis 6. November trat in Montmirail eine schweizerische »Provincial-Conferenz« zusammen. Alle wichtigen Kräfte der Brüderarbeit in der deutschen und französischen Schweiz berieten in elf Sitzungen die weitere Arbeit: Nicola von Watteville, die drei Ehepaare Hutton (Lausanne), Bez (Genf) und Wallis, dann Macrait, Susanna Hugo, Anna Magdalena Becklind und Anna Catharina Höfly von Basel und Fischer aus Bern. Auch Cranz ist dabei: »Scriba«, Schreiber, steht hinter seinem Namen. Macrait berichtet über Graubünden, das er bereist hatte. Die Auswirkungen des im Vorjahre eingetretenen Todes von Daniel Willi, Pfarrer in Chur und schillerndste Figur des Bündner Pietismus, kommen ausführlich zur Sprache: »Pfr. Willis Heimgang hat keinen Schaden gemacht, sondern manchem Schaden vorgebeugt. Er hatte gar keinen Plan und war extravagant. Er wollte gerne eine Gemeine stiften und kam auf allerhand falsche Mittel. Er war penetrant, ging aber in seinen Einsich-

²⁹ 20.9.1756; vgl. Anm. 20.

ten zu weit und zu früh ...«³⁰ Weil nun der wichtigste Verbindungsmann in Graubünden fehlte, mußte die dortige Diaspora-Arbeit neu organisiert werden.

Am 10. November begleiteten Cranz und Macrait das Ehepaar Bez zurück nach Genf.³¹ Der Mann war todkrank. Man konnte in Genf noch miteinander den 13. November begehen³², jenen auf 1741 zurückgehenden brüderischen Gedenktag, an dem alle Gemeinden Christus als Haupt und Ältesten seiner Gemeinde feierlich ehren. Am 19. Dezember verstarb Bez. Cranz muß Mitte November zurückgekehrt sein und sich über Basel nach Montbéliard im Französischen begeben haben. Von dort schreibt er am 7. Januar 1757 an Zinzendorf: »Ich bin mit meinem lieben Macrait nun schon vier Wochen hier gewesen, um nach Bruder Wattevilles Begehren mit hiesigen Geschwistern die Weihnachten und Neu Jahr zu begehen. Vorher sind wir auch in Montecheroux, aber sehr heimlich, gewesen und haben dasige 15 ledige Brüder und etliche kleine Knaben gesehen und gesprochen.«³³

»Etliche Tage« nach dem 10. Januar sind Macrait und Cranz dann wieder in Montmirail eingetroffen – gerade noch rechtzeitig, um die aus Bern angereisten Brüder Nicola von Watteville, Fischer und Weidling und die Schwestern Fueter und Schmid dort anzutreffen. »Wir hatten« – so vermerkt das Protokoll – »8 Tage seelige und vergnügte Zeiten beisammen, hielten Conferenzen über allerlei notwendiges, hatten manche materias, die uns freuten ... Nach etlichen Tagen setzten die 2 Brüder Cranz und Macrait ihre Reise weiter ... nach Zürich fort. Ersterer wird sich eine Weile in Zürich aufhalten und zugleich Winterthur und Stein besuchen; Macrait geht nach Bündten, alwo er sehr verlangt wird und seine Gegenwart auch nöthig ist ... Bruder Cranz und Macrait haben seit dem 10ten November ihre Zeit mit Besuchen in der welschen Schweiz zugebracht.«³⁴

Zürich (1757)

Erst jetzt wandte sich Cranz also dem deutschsprachigen Teil der Schweiz zu und nahm in Zürich Quartier. Leider schweigen die Quellen über diese Zeit weitgehend. Lediglich in seinem Lebenslauf heißt es, daß er anlässlich seiner

³⁰ ABU, R 7 H Ia.6.93; Protokoll.

³¹ ABU, R 19 C 2a.85.

³² Ebd., 80.

³³ ABU, R 19 C 9a.14 (anfangs des neuen Jahres irrtümlich auf 1756 datiert).

³⁴ ABU, R 19 C 2a.80.

Reise in die Schweiz »dasselbst alle Orte, wo verbundene Societäten sind«, besucht habe; er »hielt sich auch 3 Monate in Zürich auf und schrieb daselbst die Nachricht von der Verfassung der Brüder-Kirche oder das so genannte Ceremonien-Büchlein«. Weiterhin wird an anderer Stelle beiläufig erwähnt, daß Cranz die von den Herrnhutern besonders feierlich begangene »Marterwoche« (Karwoche) in Zürich verbracht habe, »um sie mit dasigen Geschwistern zu begeh«³⁵. Aus dem Anhang seines Diariums von 1757 können wir schließen, daß er in der Zürcher Zeit u.a. den Juden Cukenheimer dreimal besuchte und offenbar ein vertrautes Verhältnis zu ihm hatte. Vor allem aber war er – neben den Mitgliedern der brüderischen Sozietät in der Stadt – mit dem Pfarrer vom Fraumünster, Johann Kaspar Ulrich³⁶, näher bekannt geworden. Ulrich war dem Pietismus verpflichtet, genoß in Zürich großes Ansehen und machte sich besonders für die Juden stark, die damals zur Stadt keinen Zutritt hatten. Die in Cranzens Lebenslauf erwähnte Publikation steht in engem Zusammenhang mit Ulrich.

Ulrich beabsichtigte nämlich seit etwa zwei Jahren, eine Schrift über die liturgischen Zeremonien der Brüdergemeinde herauszubringen und damit Außenstehenden deren Sinn und Ausübung zu erklären. Zahlreiche Schmähschriften hatten ja ihren Grund in der schlichten Unkenntnis über Lehre und Leben der Brüderkirche, über die Praxis des Abendmahls, der Fußwaschung, der Einteilung in Banden, Chöre usw. Als Unterlage sollte ihm das 1755 in London erschienene Büchlein »Summarischer Unterricht in Anno 1753 für Reisende Brüder zu einer etwa erforderlichen informatione in facto« dienen. Am 15. April 1755 schrieb Wallis bedauernd an Zinzendorf, man habe leider »keine bessere Persohn in der Schweiz dazu finden können, denn der Herr Ulrich ist nicht bekandt genug mit dem Gemeingang«³⁷. Schließlich war er ja kein »insider«. So schleppte sich die Sache hin. Im Herbst war das Erscheinen des Buches immer noch ausstehend.³⁸ Mehr als ein weiteres Jahr verging. Dann berichtet

³⁵ Ebd., 89; Diarium Stähli Februar bis Mai 1757.

³⁶ (1705–1768), seit 1745 Pfarrer am Zürcher Fraumünster, war einer der besten Judentumskenner der Schweiz; vgl. seine *Sammlung jüdischer Geschichten, welche sich mit diesem Volk in dem XIII. und folgenden Jahrhunderten bis aus MDCCLXII in der Schweiz von Zeit zu Zeit zugetragen* (1768/1770). Er betätigte sich in der Judenmission. Zu seinem Leben und Wirken vgl. L. Rothschildt, *J.C. Ulrich von Zürich und seine »Sammlung jüdischer Geschichten in der Schweiz«*. Ein Beitrag zur Diskussion der Judenfrage in der Schweiz im 18. Jahrhundert (Diss. phil. Basel), Zürich 1933.

³⁷ ABU, R 19 C 2a.74a.

³⁸ ABU, R 19 C 2a.I.76; »Colloquium über die Schweiz den 29.9.1755«: »P. Ulrich, Zürich, ist ein Freund der Brüder. Br. Clemen soll mahl erinnert werden wg. des ... Ceremonie-Buchs. Wallis erinnert es angelegentlich.« Unter Beisein Zinzendorfs hatte

Wallis in einem Bericht vom 25. Januar 1757 rückblickend von seinen Begegnungen mit Ulrich: Er habe »noch zum Abschied hübsche Unterredungen« mit diesem gehabt, u.a. »wegen unserm Ceremonienwerck, welches nun zu End des Monat Mays herauskommen wird; es wird sehr schön und hoffentlich jedermann wohl gefallen«³⁹. Für eine Zusammenarbeit von Cranz (der hier nicht erwähnt ist) und Ulrich wäre die Zeit also recht kurz gewesen, es sei denn, die beiden hätten bereits in Montmirail darüber konferiert oder brieflich verkehrt. Jedenfalls war das Büchlein Ende Januar bereits so weit gediehen, daß es kaum noch als Gemeinschaftswerk der beiden in Zürich entstanden sein kann. Die 64seitige, apologetisch gemeinte Schrift erschien (mit 16 ansprechenden Illustrationen versehen) 1757 ohne Angabe des Druckortes (der vermutlich in der Schweiz war) und des Verfassers unter dem Titel: *Kurtze, zuverlässige Nachricht Von der, unter dem Namen der Böhmischn-Mährischen Brüder bekanten, Kirche Unitas fratrum Herkommen, Lehr-Begrif, äußern und innern Kirchen-Verfassung und Gebräuchen, aus richtigen Urkunden und Erzehlungen von einem Ihrer Christlich Unpartheiischen Freunde heraus gegeben und mit sechzehn Vorstellungen in Kupfer erläutert*. Wegen der besagten Bemerkung im Lebenslauf wird dieses Werk gewöhnlich Cranz zugeschrieben.⁴⁰ Jedoch hat H. Reichel⁴¹ mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß »im Titel auffallend ›Ihrer Christlichen Unpartheiischen‹ hervorgehoben« ist und schließt daraus: »Die Anfangsbuchstaben weisen auf Johann Caspar Ulrich« als *Herausgeber*. Die *Verfasserfrage* bleibt aber dennoch weiterhin nicht eindeutig zu beantworten. Sicher hatte Cranz eher das Format und die Sachkenntnis zu dieser auch im Detail sehr kundigen Schrift.⁴²

man das Projekt nochmals bei einer Konferenz in Hermhut angesprochen, bei der auch Cranz anwesend war; Protokoll ABU, R 2A 36A vom 7.1.1756.

³⁹ ABU, R 19 C 2a.80: »Relation aus der teutschen Schweiz vom 10ten Nov. 1756 biß zum 23. Jan. 1757.«

⁴⁰ So z.B. E. Beyreuther in seiner »Einführung in das sog. Zeremonienbüchlein« zum Reprint der Schrift S. XVif. und *Bibliographisches Handbuch zur Zinzendorf-Forschung*, hrsg. von D. Meyer, Düsseldorf 1987, S. 107 (»vermutlich von David Cranz verfaßt«).

⁴¹ Die Anfänge der Brüdergemeine, S. 105.

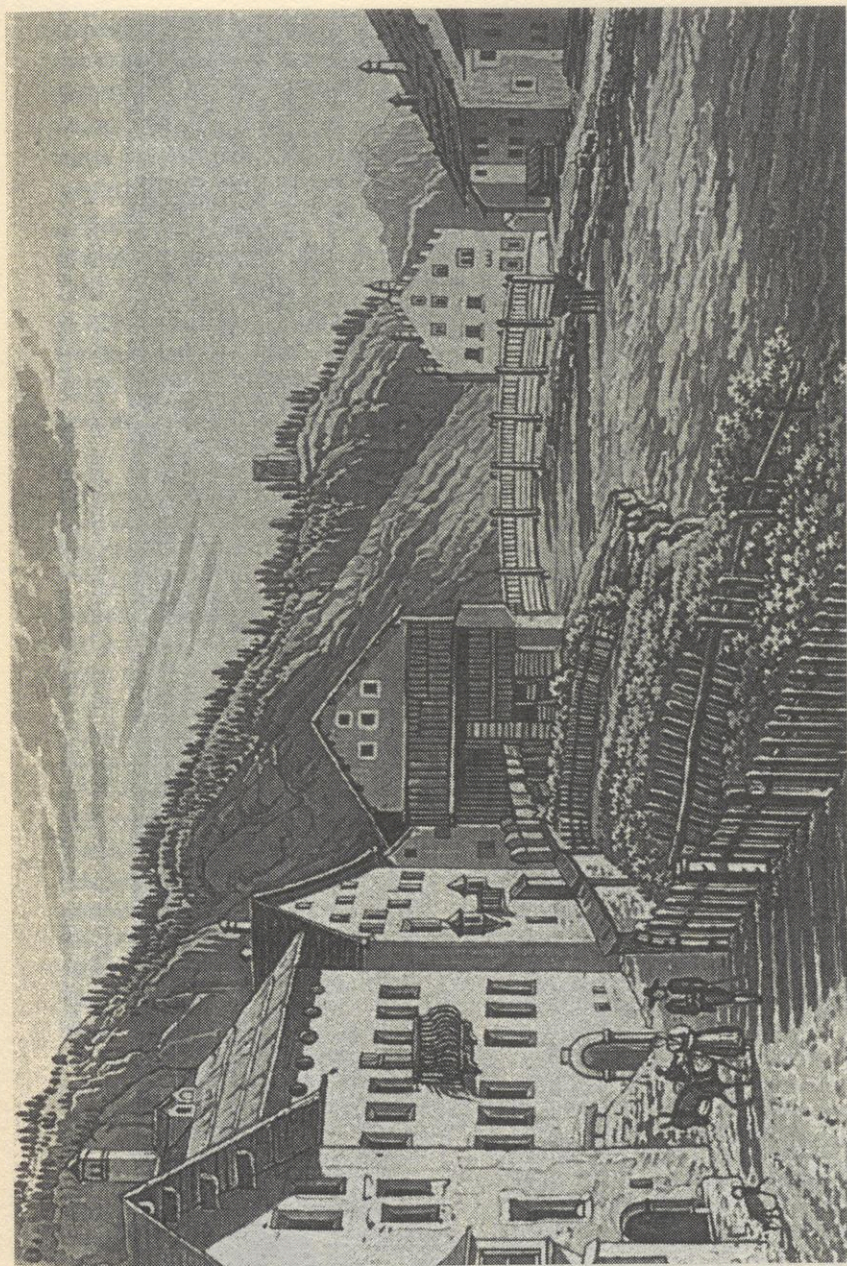
⁴² Unter dem 24.7.1764 in Marienborn verfaßte Cranz übrigens ein »Pro Memoria wegen einer zweiten Auflage der Nachricht von der Unitas Fr.« (ABU, R 28.96), in dem er Verbesserungsvorschläge für eine Neuausgabe macht; auch dieses Detail bestärkt die Vermutung, daß Cranz wirklich der (Mit-) Verfasser war. Das Erscheinen der Vorlage (»Summarischer Unterricht in Anno 1753«) in London 1755 war zudem in Cranzens Aufenthaltszeit in der Themsestadt gefallen.

Graubünden (Sommer 1757)

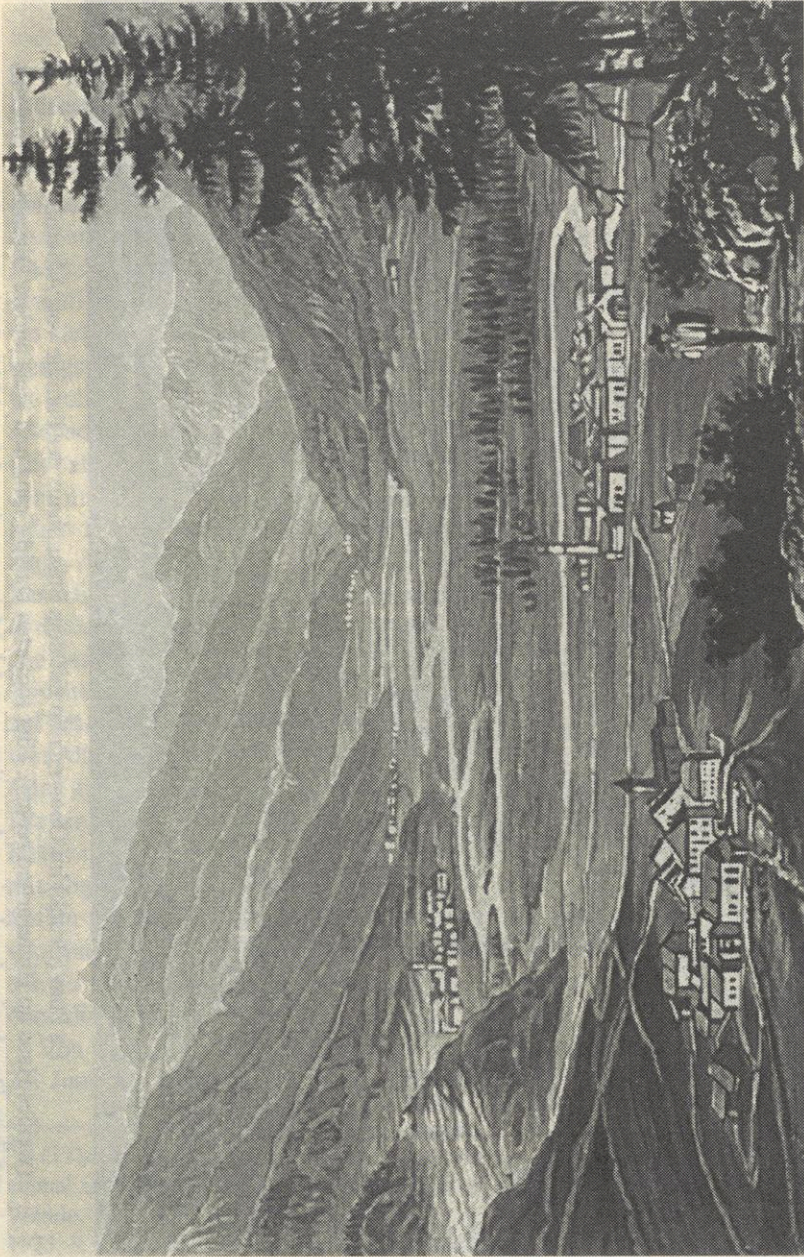
Daß Cranz von hier aus auch nach Graubünden gelangen sollte, war – wie angedeutet – nicht vorgesehen. Er war Ende Mai/anfangs Juni unschlüssig, ob er nach Montmirail zurückgehen oder angesichts seiner zu dieser Zeit offenbar starken leiblichen Gebrechen eine Wasserkur im traditionsreichen Bad Pfäfers (bei Bad Ragaz, nahe der Bündner Grenze gelegen) mit seiner Thermalquelle machen sollte. Am Eingang zu seinem „*Reise-Diarium und Relation von Pündten im Monat Junio, Julio und Augusto 1757*«, dem umfangreichsten und detailliertesten Reise-Diarium der Brüder über die Schweiz (s. Anm. 2; daraus, wo nicht anders erwähnt, die folgenden Zitate), schreibt Cranz: »In dieser – mir wenigstens – großen Perplexität bat ich den Heiland um Rath« (S. 31). Das deutet wohl den Gebrauch des Loses an. Was ihm den Aufenthalt in Pfäfers einzig schmackhaft machte, war die dadurch gegebene Möglichkeit, die Freunde in Chur zu besuchen. Halben Herzens begab er sich am 6. Juni auf den Weg, nachdem ihn Nicola von Watteville und Wallis zur Badreise und zu Besuchen im nahen Bündnerland ermuntert hatten. In der Metropole der Drei Bünde angelangt, riet ihm jedoch der Stadtarzt Dr. Abyss aus medizinischen Gründen vom Besuch des Pfäferser Bades ab. Cranz kam dieser Rat insgeheim gelegen, hatte er doch das Gefühl gehabt, eine bloße Kur um seiner selbst willen hätte »der Sache des Heilands keine Ehre gebracht« (S. 35). So machte er sich – einer entsprechenden Empfehlung des Arztes folgend – nach St. Moritz im Engadin hin auf (das Kurwasser ließ er sich dann allerdings per Boten in sein Quartier bei von Albertini in La Punt bringen) und war zufrieden bei dem Gedanken, daß er »eine äußerliche Ursache krigte, durchs Land und ins Engadin zu reisen« (ebd.). Die am 1. Juli begonnene Kur ließ ihn bereits »nach den ersten 8 Tagen neue Kräfte« (S. 48) spüren. Der Zeitplan und die Route seiner Reise waren mit Macrait abgesprochen; in Zernez im Hause Planta-Wildenberg war ein Zwischentreffen vereinbart, und die Rückreise wollte man am 6. September gemeinsam von Bad Ragaz aus antreten. Dieser Plan wurde im wesentlichen auch eingehalten. So unternahm Cranz seine erste Besuchsreise in eigener Verantwortung und ohne die Begleitung eines weiteren Bruders.

Von Chur aus machte er zunächst einen Abstecher nach Jenins, um dann am 23. Juni in Begleitung von Major Conradin Perini⁴³ den beschwerlichen Fuß-

⁴³ (1716–1771) von S-chanf/Scanfs, Major in österreichischen Diensten. Er »begleitete einmal ums andere die deutschen Brüder über die Alpenpässe in seine Heimat« (P. Wernle, *Der schweizerische Protestantismus im XVIII. Jahrhundert*, Bd. 3, Tübingen 1925, S. 158); so z.B. Anton Stähli im Januar 1769 (vgl. ABU, R 19 C 19a.18). »Als er



La Punt (Bruck) im Oberengadin mit dem Stammhaus der Familie von Albertini
(weißes Haus im Hintergrund rechts). Hier logierten David Cranz und viele andere Diaspora-Arbeiter
auf ihrer Durchreise (nach einer Aquatinta von J. J. Meier aus dem Jahre 1834; Rätisches Museum Chur).



Blick auf das Oberengadin (Cresta, Celerina, Samedan, Bever und La Punt).
(Nach einer Aquarelle von J.J. Meier um 1835; Rätisches Museum Chur.)

marsch über den Albulapaß ins Engadin anzutreten. Auf dem Weg ergab sich die Möglichkeit, etliche Bündner Pfarrer, die sich in Filisur zur Synode versammelt hatten, zu sprechen und Besuche zu vereinbaren. Um »Aufsehen zu vermeiden«, stellte er sich »als ein Geistlicher aus Pommern« vor, »der wegen einer in England sich zugezogenen Krankheit ... [hat] nach S. Morizzo reisen wollen und aus Curiositaet sich das Pündtner-Capitel [= Synode] ansähe und Bekantschaft machte« (S. 44f). Hauptmann Jakob Ulrich von Albertini⁴⁴ begleitete ihn weiter bis in sein Haus in La Punt. Nachdem zunächst verschiedene Orte im Oberengadin besucht wurden, reiste Cranz am 22. Juli nach Maloja, um dort Pfarrer Frizzoni⁴⁵ aus Bondo/Bergell zu treffen, der ihm die Einladung des Grafen und der Gräfin von Salis-Soglio⁴⁶ in sein Dorf überbrachte. Zwölf Tage blieb Cranz an diesem italienischsprachigen Ort und begleitete den Pfarrer u.a. auf einer atemberaubenden Gensjagd hoch oben in den Bergen (S. 55–59).

sich dem Tode nahe fühlte, rief er Anton Stähli zu sich ins Engadin, starb aber erst ein paar Jahre später« (P. Wernle, ebd.).

⁴⁴ (1727–1789) von La Punt/Bruck, Hauptmann im Bündnerregiment von Sprecher in österreichischen Diensten. Seine erste Ehefrau Dorothea Elisabeth von Sprecher war 1754 jung verstorben. Mit Cranz besprach er seine Heiratsabsichten betreffend Margaretha von Planta-Wildenberg, die er dann auch heiratete. Zog mit ihr und den Kindern 1768 nach Neuwied, wo er verstarb. Eines seiner Kinder war der spätere Brüderbischof Johannes Baptist von Albertini (1769–1831); vgl. H. Finze-Michaelsen, a.a.O., S. 18; P. Wernle, a.a.O., S. 157.

⁴⁵ Johannes Baptista Frizzoni/romanisch: Gian Battista Fritschun (1726–1800) von Celerina, nach der Ordination 1747 zunächst Hauslehrer in Soglio, 1748–58 Pfarrer in Bondo, im Zusammenhang mit Cranzens zweitem Besuch dort von der Gemeinde vertrieben, 1758–1800 in Celerina, das – neben Klosters – zu einer Hochburg herrnhuterfreundlich-pietistischer Frömmigkeit in Graubünden wurde. Seine zahlreichen, ganz vom Geist Herrnhuts geprägten romanischen Lieder werden bis heute in den Engadiner Gottesdiensten gesungen; vgl. H. Finze-Michaelsen, a.a.O., S. 18ff. Eine Monographie über sein Leben und Werk ist in Vorbereitung (hrsg. vom Verfasser dieses Aufsatzes; geplantes Erscheinungsjahr: 1999).

⁴⁶ Graf Hieronymus von Salis-Soglio (1709–1794) war 1730 von seinem Vater, der geschäftlich weitreichende Beziehungen unterhielt, nach London geschickt worden. 1734 heiratete er Lady Mary Viscountess de Fane (gest. 1785). Der Graf wurde Gesandter des Königs Georg II. von England an die Drei Bünde. Nach seiner Rückkehr nach Graubünden residierte er im Sommer jeweils in Bondo, im Winter in Chiavenna/Cleven. Der Graf und die Gräfin hatten sich 1754/55 in London aufgehalten, wo sie offenbar auch Kontakte zu brüderischen Kreisen gepflegt hatten; die Gräfin schien zum Methodismus zu neigen.

Nach einem weiteren Besuch im Oberengadin, u.a. bei Peter Perini⁴⁷ (»Er ist der erste, der P[apas = Zinzendorfs] Schriften etwa Anno 42 ins Land beschickt, goutirt und angepriesen hat«, S. 73), machte er vom 9. bis 27. August Station im »Haupthaus für den Heiland in Pündten«, bei Planta in Zernez. Danach ging es über den Flüelapass nach Davos und zu befreundeten Pfarrern ins Prättigau.

Cranz fügte seinem eigentlichen Diarium, das sich durch seinen gebildeten Stil und seine Detailtreue markant von anderen abhebt, Referate bei über den »Status politicus« (S. 95–102) und »die geistliche Verfassung« Graubündens (S. 103–112), weiter eine »Historische Nachricht, wie die Gemeine und dies Land miteinander bekant und was daran gewendet worden« (S. 113–121), und »einige Generale Anmerkungen ... I) was in Pündten herausgekommen und da stehet; II) was noch fehlt und wie der Sache des Heilands daselbst auf eine Gemeinmäßige Diaspora-Weise [am] besten aufzuhelfen wäre« (S. 122–139). In einem »Anhang von der Rückreise durch die Schweiz« (S. 140–146) (Graubünden war damals unabhängiger Freistaat) berichtet er vor allem über seinen im Auftrag von Pfarrer Ulrich, Zürich, erfolgten Besuch bei dem im Badener Schloß inhaftierten Juden Cukenheimer, für dessen Verlegung aus dem menschenunwürdigen Gefängnis nach Zürich er sich einsetzte.

Die Zeit drängte jedoch, nach Montmirail zurückzukehren. Bereits am 8. September hatte er in Zürich die Mitteilung aus Montmirail erhalten, daß die baldige Ankunft Zinzendorfs in der Schweiz zu erwarten sei. Über Aarau (10.) Losdorf (12.), Roggwil (13.), Langental (14.) und Bern (16.), wo er jeweils noch Besuche machte, gelangte Cranz am 21. September nach Montmirail, »das ich nun in 10½ Monat[en] nicht gesehen und überhaupt nur 4 Wochen genossen hatte«, wie er am Schluß seines Anhangs zum Diarium vermerkt (S. 146).

Das Wiedersehen mit Zinzendorf in Montmirail

Die Ankunft Zinzendorfs verzögerte sich jedoch. Dieser war erst am 6. September in Herrnhut aufgebrochen, begleitet von einer Schar Mitarbeiter und Angehöriger, hatte sich einige Tage in Barby aufgehalten und sodann die Reise über Marienborn, Frankfurt, Heidelberg, Freiburg und Basel fortgesetzt.⁴⁸ Dies war

⁴⁷ Peter (romanisch Padrutt) Perini (1695–1770) von S-chanf/Scanfs; seine Ehefrau Angelica von Planta-Wildenberg war 1756 verstorben. Sein – ebenfalls von Cranz besuchter – Bruder Paul Perini (1719–1774) brachte die Familienbibliothek der Perini auf etwa 1000 Druckschriften, unter denen auch zahlreiche von Mystikern und Pietisten waren.

⁴⁸ Vgl. zum Folgenden H. Reichel, a.a.O., S. 109–115.

(nach 1740, 1741 und 1751) der vierte Besuch des Grafen in der Schweiz; es sollte sein letzter sein. Am 3. Oktober traf er in Montmirail ein. Etliche der Geschwister erwarteten ihn dort bereits, andere reisten in den folgenden Tagen an, darunter am 29. Oktober Jakob Ulrich von Albertini aus La Punt. Zeitweise waren mehr als 60 Personen beisammen. Der Graf wollte sich natürlich vor allem über den Gang und Stand der Arbeit in der Schweiz orientieren. Die kursierenden Streitschriften hatten allerhand Schaden angerichtet, Konflikte mit den Ortskirchen Staub aufgewirbelt und bei der Zusammenarbeit untereinander haperte es hier und da. Schließlich sollte das weitere Vorgehen beraten und koordiniert werden. »Der Jünger ließ die Tage über die Brüder conferentialiter relatiren«; Vertreter aus Genf, Basel, Zürich, Winterthur, Aarau und Montbéliard referierten. Unter dem 6. Oktober heißt es im »Jüngerhaus-Diarium«: »In der heutigen Conferenz referirte Br. Cranz seinen Besuch in Pündten im Jun., Jul. und August.« Der Graf habe großes Interesse bekundet, »insbesondere mich allerley zu fragen wegen Pündten und meinem dahin gehen«.⁴⁹ Die Hoffnungen, die man sich für dieses Land machte, waren groß. Auch die Anregungen, die Cranz am Schluß seines Diariums zu Bedenken gibt, legen davon Zeugnis ab. Ähnliche Fragen sind in einem (wir würden heute sagen) »Diskussionspapier« aufgelistet, das Cranz in Montmirail unter dem Titel »Punkte zur Conferenz über die deutsche und französische Schweiz, Montbéliard und Pündten«⁵⁰ vorlegte. Die Vorschläge betreffen Schloß Rietberg und Jenins, dort ein »Haus für den Heiland« einzurichten, die Verwendung des Kandidaten Johannes Janett⁵¹ als koordinierende Person für Graubünden und die Heiratspolitik zwischen den Häusern Planta und Albertini. Gerade Letzteres war wegen der Heiratsabsichten von Jakob Ulrich von Albertini ausführlich Gegenstand der Beratung: »Soll man ihnen, auch ungefragt, mit Rath und That an die Hand gehen? Oder warten, bis sie fragen? Und wie weit kan man darin gehen? Oder soll man sie gantz für sich handeln lassen, ohne drein zu entriren? Oder gar keine Notiz nehmen?« Natürlich würden es die Brüder gerne sehen, wenn zwei für die »Sache des Heilands« in Graubünden so wichtige Häuser durch eine Ehe verbunden würden. Aber die Angelegenheit war heikel. Albertini war vor allem wegen dieser Frage in Montmirail erschienen.

Offenbar sind diese Dinge aber nicht befriedigend mit Zinzendorf beraten

⁴⁹ ABU, R 19 C 6.9a; Brief von Cranz an Zinzendorf aus Bern vom 18.11.1757.

⁵⁰ ABU, R 19 C 2a.94 (ohne Verfasserangabe; die Schrift weist auf Cranz hin).

⁵¹ Cranz war ihm auf seiner Reise mehrfach begegnet; vgl. H. Finze-Michaelsen, Johannes Janett (1729–1803) – ein Bündner Prädikant zieht an die Wolga, in: *Bündner Monatsblatt* 1992, S. 115–130.

worden. Jedoch muß man in jener Konferenz den Vorschlag geäußert haben, Cranz noch einmal zu einer Besuchsreise nach Graubünden zu entsenden. Man meinte wohl, in ihm den geeigneten Mann zu sehen, der für die dringend erwünschte längere Zeit diese Diaspora in den Bergen betreuen könnte. Schließlich hatte er sich in kurzer Zeit gründlich mit dem Land und seinen Verhältnissen bekannt gemacht – *wer* sollte gehen, wenn nicht *er*? Mit dieser Möglichkeit hatte Cranz selbst wohl am allerwenigsten gerechnet.

Der Graf reiste am 2. November zu einem Besuch nach Genf und Lausanne ab (ob Cranz ihn begleitete, ist unbekannt), kehrte am 10. zurück, und am 16. erfolgte die endgültige Abreise von Montmirail. Erste Station war Bern, wo man bis zum 19. blieb. Am Abend vor der Weiterfahrt schrieb Cranz einen längeren, kummervollen Brief an Zinzendorf.⁵² Denn obgleich er mit diesem nach Bern gereist war, hatten Zeit und Gelegenheit für eine persönliche Aussprache in der Bündner Angelegenheit gefehlt. »Ich will also noch vor dem schmerzlichen Abschied, der mir viel zu früh kommt, meine Gedanken schriftlich sagen und erwarten, ob ich die Gnade noch haben werde, mündlich mit Ihnen zu sprechen; und wenn mir das fehlt, doch schriftlich Ja oder Nein zu krigen.« Der ihm angetragene nochmalige Gang nach Graubünden schien ihm wie ein Stein auf der Seele zu liegen. Kaum ein anderes Schriftstück von ihm offenbart so sehr seine Empfindsamkeit, seine tiefe Sehnsucht nach der Gemeinschaft mit Brüdern und seine Sorge, er könnte den Strapazen nicht gewachsen sein. Ein frommer Haudegen war Cranz jedenfalls nicht! Mit – man muß schon sagen – kindlicher Einfalt glaubte er, daß »der Heiland ... mich ... mit seiner Nähe überall begleiten wird ... Ich denke nicht viel dabey, als: ich gehe, weils der Heiland und die Brüder so haben wollen. Aber ich muß doch, wenn ich mit Albertini fort muß, auf 9 Monat Abwesenheit von den Geschwistern rechnen. Das ist ein bisgen lang. Kein A[bend-]M[ahl]. Keine familiäre hertzliche Unterredung! In einem Lande seyn, wo ich nirgends als bey Planta und Albertini recht zu hause sein kan! Dabey fürcht ich mich vor dem Aufsehen machen. Keine Wochen und Nachrichten außer [in] Chur! Kein Rath und Direction von einem Bruder! Und ob ich gleich gerne der Stimme der Mutter [= Hl. Geist] folge, wenn sie sich vernehmen läßt, so hab ich mich doch vor eignen guten Gedanken, die nicht allemal die rechten sind, zu fürchten. Alles das contribuiert zur Melancholie, sobald ich *denke*.« Darum bat er – dieser alte Brauch der Brüder war wegen zunehmenden Mißbrauchs vor allem in persönlichen Anliegen stark eingeschränkt und von einer ausdrücklichen Erlaubnis abhängig gemacht worden – um die Zustimmung, das Los gebrauchen zu dürfen in Fällen, »wo der

⁵² Vgl. Anm. 49.

Verstand nicht hinlangt und das *es ist mir so* auch nicht ganz ausgemacht ist nach Jesu Sinn.« Er legte dann dem Grafen einige Fragen vor, wie er sich – vor allem in den genannten Angelegenheiten – in Graubünden verhalten solle.

Cranz reiste (u.a. mit Albertini) Zinzendorf voraus nach Aarau. Dort traf auch ein weiterer Bündner, Johannes Loretz⁵³, ein, der bereits erwartet wurde. Auch hier fanden wieder etliche Gespräche mit Freunden statt. Am 23. traf die Gesellschaft in Basel ein; Cranz dagegen zog mit Johannes von Watteville, Albertini u.a. nach Zürich. Am 26. November kamen alle in Schaffhausen, der letzten Station des Grafen in der Schweiz, wieder zusammen. Tags darauf muß die erbetene Aussprache mit Zinzendorf stattgefunden haben, wirklich im letztmöglichen Augenblick. Im »Jüngerhaus-Diarium« ist unter dem 27. November vermerkt: »Bruder Cranz bekam seine letzte Abfertigung zu seinem abermaligen Gange nach Pündten und Ordre, die hiesige Sache einzurichten. So sprach der Jünger auch mit den 2 Brüdern von daher, die uns bis hieher – ersterer über Zürich, letzterer über Basel – gefolgt waren.« So sah Cranz denn noch am gleichen Tage »die theure Jüngerhaus-Gesellschaft, bey der ich in Montmirail und

⁵³ (1727–1798), Sohn eines Churer Pfarrers, 1746–1751 Fähnrich, später Hauptmann in holländischen Diensten, hatte sich in die Lektüre von Zinzendorfs Berliner Reden (1738) vertieft und daraufhin den Anschluß an den Kreis Erweckter in Chur gesucht. Die Begegnung mit Cranz im Sonner 1757 war für ihn zum Schlüsselerlebnis geworden: »Insonderheit war die Bekanntschaft mit dem würdigen Br. David Cranz, welcher um diese Zeit nach Graubünden kam, mir sehr erwünscht und nützlich. Unser Umgang wurde bald vertraut und real und beförderte meinen Anschluß an die dortige [Churer] Brüder-Sozietät, deren Mitglied ich nun ward und deren Versammlungen ich besuchte. Meine Erweckung und Bekehrung hatte indessen in der Stadt nicht wenig Aufsehen gemacht. Man wunderte sich höchlich darüber und gab mirs auch zu verstehen, daß man von mir und meiner Unbefangenheit so etwas nicht erwartet hätte.« Der »Umgang mit den Brüdern« weckte in ihm »das Verlangen, noch näher mit der Brüdergemeine verbunden und in ihr eingegliedert zu werden« (J. Loretz, Selbstbiographie, in: *Der Brüder-Bote*, Jg. 36 [1897], S. 241–253; Jg. 37 [1898], S. 10–24.41–46.67–72.90–96; hier: S. 249f.). 1758 schloß er sich den Brüdern in Neuwied an, 1759 fand er in Herrnhut reguläre Aufnahme. Verantwortungsreiche Dienste wurden ihm in der Folge anvertraut: 1763 verhandelte er (gemeinsam mit Paul Eugen Layritz) am Hof der Zarin Katharina II. in St. Petersburg über die Missionsmöglichkeiten der Brüder im russischen Reich; 1770–1772 visitierte er die Brüdergemeinen in Nordamerika, 1783/84 auf den Dänisch-Westindischen Inseln. Im Auftrag der Unitätsleitung verfaßte er: *Ratio Disciplinae Unitatis fratrum* (1789).

auf der Reise viel Seligkeit für mein Hertz und unerwartete Liebe genossen, ... von Schafhausen abfahren«⁵⁴

Nochmals Graubünden (1757/58)

Vier Tage blieb Cranz noch in der Stadt und »richtete daselbst eine kleine Gesellschaft ein«, wie der Lebenslauf vermerkt. In Zürich wurde er von Albertini und Loretz bereits erwartet. Zu dritt reisten sie am 3. Dezember ab nach Graubünden – Cranz zwar »ungewiß, was und wie ichs da machen solte«, jedoch »dem Heiland kindlich ergeben, daß er mich Schritt vor Schritt leiten«⁵⁵ möchte«.

Das Diarium, das Cranz auch über diese (übrigens sowohl zeitlich wie geographisch viel ausgedehntere) Reise verfaßte, vermerkt wieder bei jeder Station die Begegnungen und Gespräche und gibt die Reiseroute wie auch die Länge des Aufenthaltes am jeweiligen Ort exakt an. Es hat jedoch, gemessen am Diarium von 1757, nur einen Bruchteil an Umfang und schildert weniger allgemeine Eindrücke und Informationen über das Land.

Vielleicht hatte man zuwenig bedacht, daß das Reisen für den gesundheitlich schwachen Cranz in den winterlichen Bündner Bergen wesentlich strapaziöser ausfallen mußte als im letzten Sommer. So ging es etwa über den gut 2000 m hohen Flüelapaß durch tiefen Schnee. Ein Davoser Pfarrerssohn »führte mich in einem Weiber-Schlitten, da ich die Füße gut vor Kälte einpacken konte. Weil ich aber die Füße nicht frey hatte zum Stüren [Steuern] – denn man muß beständig bald einen, bald den andern Fuß in den Schnee stoßen, [um] den Schlitten zu halten – so wurde [ich] 4mal umgeworfen, doch ohne Schaden, als daß ich gemeiniglich gantz im Schnee begraben wurde. Dann bey den Praecipicen [Abgründen] und auf dem Eis ging ich zu Fuß, mit dreyspitzigten Fußseisen an jedem Schuabsatz.« In Zernez blieb er sechs Wochen, »weil das der einzige Ort im Lande ist, wo man zur Zeit ohne Aufsehen seyn kan«. Nach weiteren Besuchen im Oberengadin gelangte er am 14. März nach Bondo. Frizzoni war nach dem Tod seiner Mutter in eine (wir würden sagen) Depression verfallen. »Ich

⁵⁴ Erster Satz von »Diarium aus Pündten« (s. Schriftenverzeichnis), datiert am Schluß vom 29.12.1758. Wo nicht anders vermerkt, ist im Folgenden aus dieser Quelle zitiert.

⁵⁵ Vgl. *Etwas vom Liede Mosis, des Knechtes Gottes, und dem Liede des Lammes, Das ist: Alt- und neuer Brüder-Gesang von den Tagen Henochs bisher*, London 1753 (sog. »Londoner Gesangbuch«), Nr. 2099, Str. 10: »Laß meine Seele Schritt vor Schritt / mit deiner Seele ziehn, / nimm du sie allenthalben mit / in deine Liturgien.«

fand ihn, der Hütte [Leib] nach, sehr kränklich, und weil er bey einem halben Jahr nicht ausgegangen, da er vorher sich sehr mit der Jagd abgegeben, so war das erste, daß er gleich und alle Tage mit mir mußte jagen gehen; darüber vergaß er seine Krankheit.« Folgeschwer war Cranzens Auftreten in den dortigen Versammlungen, wo zunächst Frizzoni übersetzte und später Cranz es selbst auf italienisch versuchte. Zuletzt war die Besucherzahl auf über 30 Personen gestiegen. Ähnlich wie in Schaffhausen wurde seine Tätigkeit als »Einrichtung eines Häufleins« bezeichnet. Die letzte Versammlung vom 2. April zeigte, daß das von Cranz befürchtete »Aufsehen« eingetreten war. Es waren »etliche Purschen ans Fenster gekommen, zu horchen und zu sehen, was passirt, und abends kam ins Pfarrhaus ein Gerichtsmann wie zum Besuch, da wir eben Singstunde hielten«. Nach einem Besuch beim Grafen und der Gräfin von Salis in Chiavenna trat Cranz die Rückreise am 7. April an, machte noch zahlreiche Besuche im Ober- und Unterengadin und traf am 8. Mai in Chur ein, wo er für gut zwei Monate sein Quartier aufschlug.

Anfangs Juni hörte er erstmals davon, daß in Bondo wegen seines Erscheinens in den Versammlungen große Unruhe ausgebrochen sei: Ein fremder »Emissarius« habe den religiösen Frieden im Dorf massiv gestört, und Frizzoni sei dessen Verbündeter. Frizzoni war zahlreichen Anfeindungen ausgesetzt; vom Nachbardorf Soglio kamen zwölf Männer mit Prügeln zur Predigt, im ganzen Tal wurde kräftig Stimmung gegen ihn gemacht und ihm schließlich die Abwahl angekündigt (die in Graubünden damals von einem Tag auf den anderen möglich war). Sogar auf der Synode im Juni wurde über den »Fall Bondo« debattiert. Cranz erfuhr, »wie rasend die Feinde in Bondo wären, daß sie gedroht, wenn ich [Cranz] hinkäme, mich zu erstechen«. Cranz traf sich nach der Synode mit Frizzoni in Jenins. Der »ging wieder nach Bondo. Sein Willkomm war, daß sie ihn gleich nach der ersten Predigt, die er da gehalten, per majora absetzten, ihm solches aber nicht formaliter andeuteten, weil niemand die commission [Übermittlung der Nachricht] übernehmen wolte.« Auch die kommenden Wochen bleibt Frizzoni das Hauptthema in Cranzens Diarium. Erstaunlich ist, daß er sich in dieser angespannten Lage dennoch entschloß, eine weitere Reise ins Engadin zu machen. Sein Name war ja in dem großen Streit immerhin etliche Male gefallen. Vielleicht wollte er ganz einfach Frizzoni, den er sehr schätzen gelernt hatte, nicht im Stich lassen und wenigstens in seiner Nähe sein.

Am 11. Juli reiste er ins Engadin ab und hielt sich vom 15. Juli bis zum 7. August in Zernez auf. Frizzoni suchte ihn dort auf: »Ich wäre gern mit nach Bondo gegangen, um die Seelen statt der großen Versammlung in [kleinere] Societäten zu vertheilen. Weil mich aber der Graf Salis [hat] ersuchen lassen, nicht zu kommen, indem er mich nicht vor den Banditen versichern könnte«, so ließ es

Cranz lieber bleiben. Am 23. August machte er sich bereit zur Abreise aus dem Engadin. Frizzoni begleitete ihn auf dem Julierpaß bis Bivio. »Den 24ten nahm ich von Bruder Frizzoni Abschied mit Thränen. Er wär gern mit mir zur Gemeinde gereist.« Der Pfarrer folgte Cranzens Vorschlag, sich um die Seelsorgestelle seines Heimatortes Celerina zu bewerben.

Kurz vor seiner Abreise aus Graubünden erhielt Cranz noch einen Brief von Frizzoni, der ihn über die neuen Entwicklungen in Bondo orientierte. Am 27. August hätten sich die Bewohner von Soglio, Castasegna und Bondo versammelt und »einstimmig decretirt, daß du und Macrait und wer von euch kommt, vogelfrey sey«. Versammlungen wurden bei hoher Geldstrafe (die übrigens zu einer einträglichen Geldquelle für die Gemeindekasse von Bondo wurde!) verboten. »Man habe auch des Frizzoni da gelassene effecten confiszirt.«

Mit diesen bedrückenden Neuigkeiten bricht das zweite, kleinere Reisediarium von Cranz ab. Es schließt mit dem Wunsch, »daß das Jüngerhaus dieses Land, auf welches der Herr, sein Gott, auch Acht hat und einen schönen Anbruch, ja durch die Bondner Umstände einen glücklichen Durchbruch geschafft hat, lieb und auf dem Herten behalte und bald wieder einen Bruder hinschicke, worum Herren, Pfarrer und Bauren inständig bitten.« Um einen »glücklichen Durchbruch« hatte es sich allerdings beileibe nicht gehandelt. Die bisweilen hoffnungsvollen Zeichen in der Bündner Diaspora waren meist nur von kurzer Dauer und wurden durch Cranz völlig überinterpretiert.

1759 konnten die Streitigkeiten auf der Synode nicht mehr unterdrückt werden; es begann der 25 Jahre schwelende und immer wieder heftig aufflackernde »Bündner Herrnhuterstreit«, zu dem Cranz (ohne Wissen und Willen) als Auslöser mitgewirkt hatte.⁵⁶ Die Mehrheit der Synode beschloß, daß sich alle Bündner Pfarrer per Handschlag zu verpflichten hätten, keine Verbindung mehr mit Zinzendorf und seinen »Emissarii« zu unterhalten. Auch die staatlichen Organe wurden zunehmend in den Streit verwickelt, wirkten jedoch meist schlichtend. Die Unruhe wuchs. Was aber die drei Herrnhuter Stähli, Macrait und Hutten nicht abhielt, aufgerechnet 1759 nacheinander ihre Besuche im Land zu machen! »Freilich die Niederlassung eines deutschen Bruders im Land selbst mußte ausgegeben werden, aber ein Besuch von 4–6 Wochen alle Jahre schien erlaubt. Nur vollzog sich seitdem alles in einer gewissen Heimlichkeit. Die an-

⁵⁶ Zur Synode von 1759 und den Auseinandersetzungen der Folgejahre vgl. P. Wernle, Bd. I, S. 439; ferner das umfangreiche Dossier von Johannes Caprez, Ilanz, mit dem Titel »Warhaffte Relation dessen so sich im Pündtnerland in Religionssachen Ao. 1758,59,60 merkwürdiges zugetragen«, ABU, R 19 C 6a.15; weiterhin einen berichtenden Brief von Martin Loretz an seinen Bruder Johannes vom 30.6.1759, ebd., 6a.13d.

fängliche Sicherheit des öffentlichen Auftretens war seit den leidenschaftlichen Ausbrüchen des Pietisten- und Fremdenhasses dahin.⁵⁷

In Gesellschaft von Johannes Loretz reiste Cranz im Herbst 1758 von Chur nach Montmirail. Er kehrte nie mehr nach Graubünden und – nachdem er sich am 13. November im dortigen Schloß verabschiedet hatte – nie mehr in die Schweiz zurück.

In Deutschland und Grönland (1758–1771)

Sein nächstes Ziel war Neuwied, übrigens auch das von Loretz, der sich endgültig entschlossen hatte, zur Gemeinde zu gehen und in einer Brüderkolonie zu leben.⁵⁸ In Neuwied waren nun schon etliche Bündnerinnen und Bündner anzutreffen.⁵⁹ Von hier aus wollte er »nach Holland ins Jüngerhaus gehen, bekam aber unterwegs in Cölln die Anweisung, als Gehülfe beym Helfer- und Diener-Amt des ledigen Brüder-Chors und als deutscher Lector nach Neuwied zurück-zukehren«⁶⁰. 1760 machte er eine Besuchsreise bei den Erweckten in Westfalen. Seine literarischen Fähigkeiten waren allerdings seit dem »Zeremonienbüchlein« von 1757 nie mehr fruchtbar gemacht worden. Ein Talent lag brach. Dabei hatte Zinzendorf selbst (er war am 9. Mai 1760 in Herrnhut verstorben) noch im Sommer 1759 an Cranz den Auftrag erteilt, »nach Grönland zu gehen«. Dies brachte er 1761 bei der Unitätsleitung wieder in Erinnerung. Es handelte sich dabei um Folgendes: »Nachdem über ein Jahrzehnt grundsätzlich nichts Gedrucktes über die Brüdermission veröffentlicht war, empfand man doch die Notwendigkeit, sowohl der Gemeinde als der Außenwelt eine gründliche und gediegene Nachricht von der Missionsgeschichte zu geben. Man beschloß, mit Grönland den Anfang zu machen«, und Cranz wurde als Verfasser ausersehen; hatte er doch mit der »Beschreibung von seinem Besuch in Graubünden im Jahr 1757 seine glänzende Befähigung zur Beobachtung aller natürlichen und

⁵⁷ P. Wernle, a.a.O., S. 440.

⁵⁸ Vgl. J. Loretz, a.a.O., S. 252.

⁵⁹ Vgl. die Lebensläufe in: H. Finze-Michaelsen, »Da entschloß ich mich, zur Gemeinde zu gehen« – Über die Beweggründe von Bündner Männern und Frauen im 18. Jahrhundert, nach Kolonien der Herrnhuter Brüdergemeine auszuwandern in: Bündner Monatsblatt 1996, S. 35–59.

⁶⁰ Dies und die folgenden Zitate sind, sofern nicht anders vermerkt, wieder aus seinem Lebenslauf; vgl. oben Anm. 1.

kulturellen Verhältnisse eines Landes erwiesen«⁶¹. Die ersten Herrnhuter waren 1733 nach Grönland ausgeist und hatten dort – als zweitem der Brüdermission überhaupt nach St. Thomas auf den Westindischen Inseln – einen Missionsposten eingerichtet mit dem Namen »Neu-Herrnhut«. Die Aufgabe, eine Geschichte dieser knapp dreißigjährigen Arbeit zu schreiben, war anspruchsvoll genug. Geplant war, diese weit entfernte Insel, die nur einmal im Jahr von einem Handelsschiff von Kopenhagen aus angelaufen wurde, für ein Jahr in Augenschein zu nehmen, Material zu sammeln, Einheimische zu befragen und dann nach Europa zurückzukehren, um hier das Buch zu schreiben. Cranz hatte das Land natürlich nie zuvor gesehen, beherrschte Inuit, die Sprache der Eingeborenen, nicht und mußte zumindest Bedenken tragen, ob seine angeschlagene Gesundheit das extreme Klima ertragen würde.

Am 1. März 1761 reiste er von Neuwied ab nach Barby – mitten in den Wirren des Siebenjährigen Krieges, der immer noch tobte und das Fortkommen stark behinderte. Dazu kamen zwei Fieberanfälle, die Unterbrüche nötig machten. Am 10. April ging es von Barby weiter nach Kopenhagen, »nachdem er tags zuvor zum Diacono der Brüderkirche war ordiniert worden«. Mit knapper Not erreichte er noch rechtzeitig das Schiff, mit dem er in der Gemeinschaft des Grönlandmissionars Friedrich Böhnisch (1710–1763) am 17. Mai die weite Reise antrat; allerdings hatte die Zeit gefehlt, sich noch »mit allen nöthigen Hülfsmitteln«, sprich Büchern über das Land, zu versehen.⁶²

Am 1. August kam das von Kopenhagen ausgelaufene Schiff in Neuherrenhut an. Nach einigen Wochen begleitete er Beck nach Lichtenfels, fuhr später mit zu den nächsten Inseln und im folgenden Sommer zum Heringsfang. Daneben arbeitete er am Manuskript unter Berücksichtigung der »mündlichen Erzählun-

⁶¹ O. Uttendörfer, Die Entwicklung der Pflege der Naturwissenschaften in der Brüdergemeine, in: *Zeitschrift für Brüdergeschichte*, Jg. X (1916), S. 89–106; hier: S. 105.

⁶² In seiner (unpaginierten) »Vorrede« zur *Historie von Grönland* schreibt Cranz: »Diesen Entschluß [eine Historie der Brüdermission zu publizieren] hat man noch bey Lebzeiten des seligen Ordinarii Fratrum gefaßt, und für gut befunden, daß mit einer Historie von der Grönländischen Mission der Anfang gemacht und derselben eine Beschreibung des Landes und der Einwohner voran gesetzt werden sollte. Zu dem Ende hielt man es für nöthig, daß jemand eine Reise nach Grönland thäte, und weil nur alle Jahr eine Schiffs-Gelegenheit dahin geht, sich ein ganzes Jahr daselbst aufhielte, um aus dem Augenschein und aus mündlich- und schriftlichen Nachrichten eine zuverlässige Beschreibung zu verfertigen. Diese Arbeit wurde mir schon im Sommer 1759 angetragen; verschiedene Umstände aber hinderten, daß ich mich nicht eher als im Merz 1761 von Neuwied am Rhein auf die Reise begeben konte.« An Büchern über Grönland waren vier Bände in dänischer Sprache »alles, was ich auftreiben konte«.

gen unserer Missionarien und der Kaufleute«, wie er in der Vorrede zur späteren Publikation schreibt. Am 26. August 1762, also nach gut einem Jahr, lief das Handelsschiff in Neuherrnhut ein, mit dem er nach Kopenhagen zurückkehrte und dort am 2. Dezember eintraf. Sein Weg führte dann nach Herrnhut.

Das Werk, das in der Folge entstand, erschien mit 1131 (!) Textseiten und etlichen Kupferstichen im Jahre 1765 unter dem Titel: *Historie von Grönland, enthaltend Die Beschreibung des Landes und der Einwohner etc., insbesondere die Geschichte der dortigen Mission der Evangelischen Brüder zu Neu-Herrnhut und Lichtenfels*. Mit diesem minutiösen und anschaulichen Werk »gelang ihm der große Wurf, der seinem Namen bis auf den heutigen Tag in der Geschichte der Wissenschaften internationalen Glanz und Ruhm verleihen sollte«⁶³. Gleichzeitig markiert es einen Wendepunkt in der Publikationstätigkeit der Brüder: Es wirbt durch sachliche Information und nüchterne Darstellung der Fakten um das Wohlwollen der gelehrten Welt gegenüber der Brüderrkirche. Übrigens ist es vergnüglich zu lesen, wie Cranz etliche Reminiszenzen seines Aufenthalts in der Schweiz eingeflochten hat und immer wieder Gelegenheit findet, Parallelen zu Grönland herzustellen. So könne sich das »Kalben« der Eisberge bestens vorstellen, »wer die Glätscher oder Eisberge des Schweizerlandes, in Pündten und Tyrol gesehen« habe (S. 39). Vom »Eisbeben«, wo die »obere Eisdecke zersprengt« werde, erzählt er in Erinnerung an seinen abenteuerlichen Jagdausflug mit Frizzoni bei Bondo: »Da werden dann auch Erde, Holz und Steine (wie ich zum Theil selber im Julii-Monat auf einem solchen Gletscher gesehen), ja Menschen und Vieh, die hineingefallen, mit hervorgeworfen. Alsdann rutschen ganze Stücken und Felder von Eis in die niedrigere Berggegend« (S. 40). Oder er erwähnt das angeschwemmte Treibholz an der Grönländischen Küste, rötlich in der Farbe und »von angenehmem Geruch«, »welches ich mit dem auf den höchsten Pündtner-Bergen wachsenden schönen und Cederhaftig riechenden Zirbel-Holz [Arve], womit die Zimmer getäfelt werden, für einerley Gattung halte« (S. 51).

Erst am 29. Januar 1763 traf Cranz nach längerer Zeit wieder einmal in Herrnhut ein. Im folgenden Jahr – seine Grönland-Historie war noch nicht einmal im Druck erschienen – erhielt er den Auftrag zu einer weiteren Publikation: die Geschichte der alten (mährischen) und neuen Brüder-Unität sollte er schreiben. Damit hatte man ihm eines der wichtigsten (und wie sich zeigen sollte: begehrtesten) Themen anvertraut, die noch der Darstellung für die Öffentlichkeit harrten. Das von Cranz (mit-?)verfaßte »Ceremonien-Büchlein« war unter-

⁶³ G. Meyer, a.a.O. (Anm. 1), S. X.

dessen veraltet und unbrauchbar geworden. Zunächst dachte man im Unitäts-Direktorium eher an eine kurze Darstellung der Geschichte, worauf dann Erläuterungen zur Gegenwart der Unitas Fratrum folgen sollten. Allein Cranz war nur schon die historische Einleitung so umfangreich geraten, daß sie eine eigene Publikation abgeben würde: »Er hat dabei den Zweck gehabt, unsere ganze Sache aus der Historie zu reducirn, und den Historiographis und Journalisten etwas Reales und Wahres zu suppediren.«⁶⁴ Die Sache verzögerte sich aus unbekannt-ten Gründen. Schließlich fand man, der historische Teil sei selbständig zu publizieren, während die eigentliche *Idea Constitutionis Fratrum* (zu der die Historie zur Einleitung sein sollte) unveröffentlichtes Manuskript blieb. Erst 1771 erschien der 868 Druckseiten starke Band unter dem Titel: *Alte und Neue Brüder-Historie oder kurz gefaßte Geschichte der Evangelischen Brüder-Unität in den älteren Zeiten und insonderheit in dem gegenwärtigen Jahrhundert*. In der (unpaginierten) »Vorrede« schreibt Cranz: »Meine Absicht war, so kurz als möglich zu schreiben, damit der Leser gleichsam auf einen Blick die Haupt-Veränderungen in der Brüder-Kirche sehen könnte. Zu dem Ende hatte ich nur den Anfang und die Veranlassung einer jeden Sache, Gemeine, Mission und dergleichen angeführet und die Beweg-Gründe und Haupt-Umstände derselben erzehlet. Da aber die Herausgabe durch meine anderweitige Arbeit verzögert wurde, so wurde ich durch die indessen erhaltene mehrere Nachrichten und Urkunden in Stand gesetzt, außer dem Anfang und der Veranlassung einer jeden Sache, auch den Fortgang und die verschiedenen Veränderungen derselben bis auf die itzige Zeit hinzuzuthun.« Sein Werk, so erklärt er bescheiden, sei »ein bloßer Versuch, und zwar der erste, der einigen aufrichtigen Geschichtsschreibern, die es verlanget, und andern, die von dem Anfang und Fortgang einer jeden Brüder-Gemeine und Mission eine wahre, zusammenhangende Nachricht zu lesen gewünschet, zu dienen, aufgesetzt worden«. Und gewissermaßen als Summe oder Quintessenz seines Werkes setzt er hinzu: »Das Werk, dessen Geschichte ich hier beschreibe, ist Gottes Werk. Das gestehen selbst manche Gegner. Die Werkzeuge aber, deren sich Gott in Gnaden dabey bedienet hat, sind Menschen. Es hat also nicht ohne Fehler abgehen können ... Es ist eine Geschichte und keine Apologie.«

Die »Brüder-Historie« erlangte den Status eines Standardwerkes, das zu seiner Zeit wohl nur vergleichbar war mit Spangenberg's großer Zinzendorf-Biographie. Bereits im folgenden Jahre wurde eine zweite Auflage nötig; Übersetzungen in andere Sprachen erschienen schon nach kurzer Zeit.

⁶⁴ Protokoll der Unitäts-Aeltesten-Conferenz vom 30.7.1767, zit. nach G. Meyer, a.a.O., S. XI.

Unterdessen hatte Cranz geheiratet, nämlich am 18. Februar 1765 in Herrnhut die ledige Schwester Agnes Lange (geb. 2.9.1734 bei Bautzen). Aus ihrer Ehe gingen drei Söhne hervor: Johann David (1765–1840)⁶⁵, Christian Friedrich (geb. 1768) und Gottlieb Benjamin (geb. 1772). 1766 ging der 42jährige Cranz mit seiner Frau für drei Jahre nach Rixdorf bei Berlin, erstmals im Dienst als Prediger einer Gemeinde. 1769 kehrten sie nach Herrnhut zurück. Cranz betreute die Diaspora in Berthelsdorf trotz »der fast immer anhaltenden Schwächlichkeit seiner Hütte«.

Schlesien: Die letzten Lebensjahre (1771–1777)

1771 wurde er als Prediger nach Gnadenfrei/Oberschlesien berufen. Dies sollte seine letzte Wirkungsstätte werden. Der Schreiber seines Lebenslaufes rühmt seine dortige Besuchsarbeit: Weil Cranz »wegen seiner leiblichen Schwachheit immer viel Bewegung nöthig hatte, so wendete er sich dazu an, unsere Geschwister auf den Dörfern recht fleißig zu besuchen und von ihren inn- und äußerlichen Umständen genaue Kundschaft einzuziehen ... In solchen fleißigen Besuchen wirds ihm schwerlich einer gleich thun.« Sowohl in Rixdorf als dort in Schlesien verfaßte er im Auftrage der Brüder-Unität verschiedene historische Darstellungen über die Geschichte der dortigen Gemeinen. Beide gelangten jedoch nicht zum Druck. 1775 als Delegierter von Gnadenfrei zur Synode nach Barby entsandt, wurde er dort am 8. Oktober zum Presbyter der Brüderkirche ordiniert.

1777 trat er seine letzte Reise an. Mit seiner Frau besuchte er deren Eltern in Kleinwelka, die Kinder in Niesky und andere in Herrnhut. Dort bat man ihn, doch noch an der Predigerkonferenz vom 28. Mai teilzunehmen. Er tat es und »erzählte, was der Herr auch in Schlesien bisher für Gnade zur Ausbreitung seines Reichs« gegeben habe. Nachmittags reiste er mit seiner Frau von Herrnhut ab, aber schon in Görlitz überfiel ihn ein Schüttelfrost. Krank und schwach kam Cranz am 29. in Gnadenberg an. Weiter konnte er nicht mehr. »Er selbst fühlte die Schwere seiner Krankheit und bezeugte, daß seine Hütte solche nicht durchstehen würde, nahm daher auch mit seiner lieben Frau alle Abrede auf seinen Heimgang, auch wegen seiner Kinder, und sehnte sich, beym Herrn daheim zu sein. In der letzten Nacht redete er viel vom Heimgehen, begehrte die

⁶⁵ Vgl. über ihn H. Finze-Michaelsen, *Von Graubünden an die Wolga. Pfarrer Johannes Baptista Cattaneo (1745–1831) und seine Zeit*, Chur 1992, S. 215f. (dort Bild von ihm) 224.228.233.243–245. J.D. Cranz wurde 1797 als Prediger nach Sarepta berufen und war ab 1799 Sozietätsarbeiter in St. Petersburg. 1809–1814 wieder in Sarepta,

Loosung des folgenden Tages zu lesen, nahm sie mit zitternden Händen und freuete sich, da sie so schön zu seinem Heimgang paßte.⁶⁶ Und so erwartete er in Gelassenheit und Stille auf seine Auflösung, welche am 6. Juny nachmittags um halb 2 ganz sanft und unvermuthet erfolgte. Die ganze Aeltesten-Conferenz war um sein Bette herum und hielt unter Begleitung einer sanften Musik mit Harfen eine sehr gefühlige Liturgie, unter welcher Bruder Lieberkühn ihm den letzten Segen der Gemeine ertheilte, da denn unter den Worten: Der Herr erhebe sein Angesicht auf dich und gebe dir Friede [4. Mose 6,26] sein Geist in seines Herrn Freude übergeng.«

Am 8. Juny 1777 wurde der im 55. Lebensjahr verstorbene David Cranz in Gnadenberg begraben.⁶⁷ Seine Witwe ordnete zunächst alle Angelegenheiten in Gnadenfrei und kehrte dann mit ihrem jüngsten Sohn nach Herrnhut zurück. Dort verstarb sie in ihrem 46. Lebensjahr, gut zwei Jahre später, am 28. September 1779. Ihr Grabstein auf dem Gottesacker zu Herrnhut ist bis heute erhalten.⁶⁸

Schriften von David Cranz

a) Bis 1777 Gedruckte

*Kurze, zuverlässige Nachricht Von der, unter dem Namen der Böhmisich-Mährischen Brüder bekanten, Kirche UNITAS FRATRUM Herkommen, Lehr-Begrif, äußern und innern Kirchen-Verfassung und Gebräuchen, aus richtigen Urkunden und Erzehlungen von einem Ihrer Christlich Unpartheiischen Freunde heraus gegeben und mit sechzehn Vorstellungen in Kupfer erläutert, o.O. 1757.1762² [anonym; von D. Cranz und/oder J.K. Ulrich?]; französisch: o.O. 1758.1762²; Reprint der dt. Ausgabe: Nikolaus Ludwig von Zinzendorf. *Ergänzungsbände zu den Hauptschriften*, Bd. VI, Hildesheim 1965*

⁶⁶ Text aus dem Losungsbüchlein für den 6.6.1777: »Selig sind die Knechte, die der Herr, so er kommt, wachend findet« (Lukas 12,37); daneben ein Liedzitat (Aus: *Das kleine Brüder-Gesang-Buch, in einer Harmonischen Sammlung von kurzen Liedern, Versen, Gebeten und Seufzern bestehend*, Barby 1772, Nr. 266, 2. Strophe): »Halte uns Dir unbefleckt und beständig aufgeweckt.«

⁶⁷ ABU, Kirchenbuch Gnadenberg 1768–1789.

⁶⁸ Nahe des Zinzendorf-Grabes. – Die Akten über den Nachlaß von Cranz und später von seiner Ehefrau sowie die Vormundschaftsdokumente für die drei Waisenkinder sind im ABU, R 21 B 39 erhalten.

Alte und Neue Brüder-Historie oder kurz gefaßte Geschichte der Evangelischen Brüder-Unität in den älteren Zeiten und insonderheit in dem gegenwärtigen Jahrhundert, Barby 1771.1772² [Zitate nach dieser Ausgabe]; schwedisch: Norrköping 1772; dänisch Kopenhagen 1772; englisch: London 1780; Reprint der dt. Ausgabe: Nikolaus Ludwig von Zinzendorf. *Materialien und Dokumente*, Reihe 2, Bd. XI, Hildesheim/New York 1973.

Historie von Grönland, enthaltend die Beschreibung des Landes und der Einwohner etc. insbesondere die Geschichte der dortigen Mission der Evangelischen Brüder zu Neu-Herrnhut und Lichtenfels, Barby 1765; [ergänzt durch Teil III:] *Fortsetzung der Historie von Grönland, ... von 1763–1768 nebst beträchtlichen Zusätzen und Anmerkungen zur natürlichen Geschichte*, Barby 1770; [Teile I–III] Barby 1770²; holländisch: Haarlem/Amsterdam 1767; englisch [Teil I und II] London 1767. 1820²; schwedisch: Stockholm 1770; Reprint der dt. Ausgabe: Nikolaus Ludwig von Zinzendorf. *Materialien und Dokumente*, Reihe 2, Bd. XXVI, Hildesheim/New York 1995

Tagebuch eines Pommerschen Geistlichen auf seiner Reise durch Bünden 1757 (mit erläuternden Anmerkungen von B.), in: *Der helvetische Volksfreund*, Chur 1797, S. 298–302.303–310.311f. [Abdruck einer Teilpassage aus: *Reise-Diarium und Relation* mit Auslassungen]

Extrakt aus Br. Cranzes Diario von seinem Besuch in Pündten im Monat Junio, Julio und August, darin zugleich eine Relation ist von der Landesbeschaffenheit und andern historischen Umständen, in: Herrnhut. Wochenblatt aus der Brüdergemeine, Jg. 46 (1913), S. 307f.317f.325f.333f.343f. [folgt dem Mskr. ähnlichen Titels]

b) Nach 1777 Gedruckte und Ungedruckte (im ABU)

Reise-Diarium und Relation von Pündten im Monat Junio, Julio und Augusto 1757 (ABU, R 19 C 6b); zur (Teil-)Publikation s. oben; Gesamt-Edition: D. Cranz, *Reise durch Graubünden im Jahre 1757. Ein Zeugnis aus der Geschichte der Herrnhuter in der Schweiz*, hrg. von H. Finze-Michaelsen, Zürich 1996.

Extract aus Br. Cranzens Reise-Diario durch Pündten mens. Jun., Jul. und Aug. 1757 (ABU, R 19 C, Stück 7); übernommen in: JHD 1758, Beil. II, z.B. S. 110ff. im Exemplar des Archivs der Brüdergemeine Königsfeld (nicht im Exemplar des ABU); zur Publikation s. oben.

Diarium aus Pündten. mens. Dec. 1757 bis Sept., Oct. und Nov. 1758 (ABU, R 19 C, Stück 8)

Idea Constitutionis Fratrum [zwischen 1764 und 1767 entstanden]
*Historie der Böhmischen Emigration, und besonders der Böhmischo-Mährischen
Brüder-Gemeinen, zu Berlin und Rücksdorf. Als ein Beitrag zur Historie der
Brüder-Unität aufgesetzt und dem General-Synodo im Jahr 1769 übergeben*
[495 S., zwischen 1766 und 1769 entstanden]
*Geschichte der Evangelischen Brüdergemeinen in Schlesien, insonderheit der
Gemeine Gnadenfrei, nebst einer vorläufigen Nachricht von den Schicksalen
der Evangelischen Religion und der Erweckungen, dem Brudersynodo 1775
übergeben* [ca. 500 S., zwischen 1771 und 1775 entstanden]

Summary of the Article by Holger Finze-Michaelsen
»The Saviour's Matter: David Cranz (1723–1777).
His Life and his Publications«

David Cranz (1723–1777) joined the Moravian Church as a young man in 1740. He was soon a member of Count Zinzendorf's personal staff, serving as his secretary. This meant that he was in close contact with the Count, whom he often accompanied on his travels. In the years 1756–1758 Cranz undertook visits to awakened groups in Switzerland.

The article examines Cranz's possible authorship of the »Book of Ceremonies« (1757) and how other works, such as the *History of Greenland* (1765) and the *History of the Brethren* (1771), came to be written. Cranz was also the Moravian minister in Rixdorf, on the outskirts of Berlin, and in Gnadenfrei (Silesia), where he died in 1777.

Buchbesprechungen

Peter Zimmerling: *Starke fromme Frauen: Begegnungen mit Erdmuthen von Zinzendorf, Juliane von Krüdener, Anna Schlatter, Friederike Fliedner, Dora Rappard, Eva von Tiele-Winckler, Ruth von Kleist-Retzow*, Giessen: Brunnen-Verlag 1996, 175 S.

Der mit verschiedenen Veröffentlichungen zu Zinzendorf und den Herrnhutern hervorgetretene Autor stellt sich einem weiteren Themenbereich: Frauengestalten über drei Jahrhunderte. Der Leser begegnet sieben exemplarischen Frauengestalten, deren Wirken für Theologie und Kirche von weitreichender Bedeutung sind. Aufbau, Durchführung und Ergebnisse der Arbeit sind klar und gedanklich nachvollziehbar. Das Buch eignet sich gut zur Weitergabe und dies nicht nur an Fachleute. Dem Autor gelingt es, die historische Forschung in einen lebendigen Bezug zu Fragen heutiger Theologie, Kirche und Gemeindeleitung zu setzen.

Peter Zimmerling beginnt bei der Herrnhuter Brüdergemeine unter besonderer Berücksichtigung von Erdmuthen Dorothea von Zinzendorf (1700–1756). Hierin liegt der Schwerpunkt der Besprechung. Die Biographie aus der Feder von Wilhelm Jannasch sowie die Arbeit von Otto Uttendörfer, *Zinzendorf und die Frauen. Kirchliche Frauenrechte vor 200 Jahren* werden u.a. ausgewertet. Bedeutsam ist das Wort des Grafen, das die Lebensleistung seiner ersten Frau würdigt: »Ich war von Herzen ihr erster Untertan, davon hat sie täglich Proben gehabt. Ich habe in Polizei-, Finanz- und ökonomischen Sachen nie etwas getan, wogegen sie einen Dissensum [andere Meinung] geäußert, und in Regimentssachen habe ich mich so nicht gemengt ... Ich habe es meiner Gräfin seit 25 Jahren gesagt, daß sie der Gemeine Mutter und Fürstin wird« (S. 15).

In der Darstellung verklärt der Verfasser nicht die Frauengestalten. Vielmehr wird mit theologischem und praktisch-seelsorgerlichem Blick verständlich geurteilt. Zur Verdeutlichung möge die Beurteilung der zweiten Ehe des Grafen dienen: »Über sie ist viel gerätselt worden. Ich denke, daß Zinzendorf sich in Anna Nitschmann geirrt hat. In ihren jungen Jahren stellte sie für ihn den Idealtypus der Frau dar. Sie war die einschmiegsame, begeisterungsfähige Tochter, die ihm die Ideen von den Augen ablas und sie dann auch verwirklichte. Bei ihrem Eheschluß war Anna jedoch im Grunde genommen gesundheitlich schon verbraucht. Sie ist bereits 12 Tage nach Zinzendorf gestorben« (S. 14). Stärken und Schwächen, Menschliches und Allzumenschliches geraten mit vorurteilsfreiem Urteil in den Blick. Gerade am Beispiel der Gemeindeleitung

verdeutlicht Zimmerling eine eigene Ämterordnung für die Frauen in der Frühzeit Herrnhuts: das Amt der Ältestin, der Helferin, der Lehrerin, der Bandenhalterin, der Aufseherin, der Ermahnerin, der Dienerin, der Almosenpflegerin und der Krankenwärterin. Der Verfasser weist zu Recht daraufhin, daß im Laufe der Zeit die Frauenarbeit ganz in weibliche Hände überging, daß aber Zinzendorf selbst eine Ausnahme bildete, da er auch an Frauen Seelsorge übte. Die Brüdergemeine hatte von der alten Brüderunität ihre Ämterordnung übernommen, doch diese für Frauen geöffnet: »Nun gab es die dreifache Weihe zum Diakon, Presbyter und Bischof und als eine Art Vorstufe die Annahme der Akoluthie (Altardienst). Mit Ausnahme des Bischofsamtes waren sämtliche Ämter auch Frauen zugänglich.« (S. 17).

Zimmerling betont richtig, daß im 18. Jahrhundert die Frau noch häufig als Objekt des Mannes betrachtet wurde, diese in der Brüdergemeine als gleichwertig und gleichberechtigt geachtet wurde. In diesem Sinne, Zimmerling interpretierend, wäre von *Schwesterngemeine* zu sprechen, um das Moment der Geschwisterlichkeit hinreichend zum Ausdruck zu bringen, wie Elisabeth und Jürgen Moltmann gerne hervorheben.

Soziologisch treffend urteilt der Verfasser, daß Zinzendorfs Wirksamkeit eine Demokratisierung aristokratischer Lebensformen nach sich gezogen hatte. Daß diese gemeindliche Gleichstellung auch eine gesellschaftliche Gleichstellung beinhaltet, ist und bleibt Aufgabe und Verpflichtung. Zu fragen ist, ob diese bis heute eingelöst sind. Hier führt das Schlußkapitel weiter.

Zimmerlings dogmatische Verweise auf Zinzendorfs Verständnis des »Mutter-Amtes des Heiligen Geistes« und des Verständnisses der Trinität als göttliche Familie werden sich für den nicht eingeweihten Leser als gewollte Aktualisierung lesen. Dieser Eindruck wird sich nach der Lektüre neuerer Arbeiten zu diesen Themen in die Einsicht verwandeln, daß sexistische Deutungen ihre Plausibilität verlieren, wenn der biblische Grund verantwortungsvoll in die Überlegungen einbezogen wird.

Der Fortgang von Zimmerlings Untersuchung verweilt am Anfang des 19. Jahrhunderts. Mit Juliana von Krüdener aus Riga, deren Frömmigkeit vom Herrnhutertum geprägt wurde (Bekehrung S. 26f.; vgl. S. 31f. und kontemplative Frömmigkeit S. 33), begegnet der Leser »der schillerndsten Gestalt der Erweckungsbewegung« (S. 22). In gleicher Zeit wirken Anna Schlatter aus St. Gallen zwischen Aufklärung und Erweckung, aber auch Friederike Fliedner aus Kaiserswerth, die gemeinsam mit ihrem Mann das urchristliche Amt der Diakonisse wiederentdeckte. Dora Rappard von St. Chrischona, die vier Jahre das herrnhutische Mädcheninternat in Montmirail (S. 91) besuchte, steht für die junge Gemeinschaftsbewegung, für die spätere Eva von Tiele-Winckler. Ihr

Waisenhaus-Werk wurde zum Zeichen der Versöhnung im wilhelminischen Zeitalter. Die Bekennende Kirche gerät mit der Persönlichkeit der Preußin Ruth von Kleist-Retzow und ihrem lebendigen Bezug zu Dietrich Bonhoeffer in den Blick: Gottes Gebot wurde zur Kraftquelle der Widerstandes.

Daß Zimmerling mehr als eine Geschichte pietistischer Frauengestalten bietet, wird auch in dem Schlußkapitel sichtbar: »Mut zum Experiment. Die Frau in Kirche und Gesellschaft auf dem Weg ins dritte Jahrtausend.« (S. 149–168). Der Versuch einer Zeitanalyse (S. 150–154) besticht: Biblische Horizonte (S. 155–161) als Korrektiv zu gängigen Grundmustern und die Sichtweise angesichts der Herausforderungen an die christliche Gemeinde heute (S. 162–168) fordern zur eigenen Stellungnahme. Zimmerling resümiert: »Der ältere Pietismus Herrnhuter Prägung hat hier vorbildliche Schneisen geschlagen.« (S. 165).

Starke fromme Frauen bietet eine fundierte Darstellung mit systematisch-theologischem Gehalt, die eine Orientierungshilfe für die Gegenwart bieten. Sicher hätten noch etliche andere Frauen Erwähnung finden können, deren Lebensleistung einer grundlegenden Bearbeitung bedürfen. (Vgl. etwa zu Henriette Katharina von Gersdorf die theol. Diss. von Ulrike Witt: *Bekehrung, Bildung und Biographie. Frauen im Umkreis des Halleschen Pietismus*, Tübingen 1996, S. 151–167). Doch die Begrenzung ist hilfreich. Sie gibt sicher Anstoß zu Rückfragen, aber auch Impulse für theologische Aufarbeitung anstehender Fragen.

Matthias Meyer

Reinhard Golz, Werner Korthaase, Erich Schäfer (Herausgeber), *Comenius und unsere Zeit. Geschichtliches, Bedenkenswertes und Bibliographisches*, Schneider Verlag Hohengehren 1996, 376 S., DM 39,80.

Das Buch wird in mehrfacher Hinsicht seinem Titel gerecht. Eine im Pestalozzianum in Zürich entstandene, 1993 in Magdeburg gezeigte Ausstellung, die vornehmlich den Pädagogen Comenius der heutigen Zeit nahezubringen versuchte, war äußerer Anlaß für die Entstehung dieser Aufsatzsammlung. Der Band bietet eine geradezu flächendeckende Übersicht über die gegenwärtige Comeniusrezeption in Europa, Amerika und Japan. Zu einzelnen noch heute wirkungsmächtigen Themen des comenianischen Denkens wird von kompetenten Autoren in gesonderten Beiträgen Stellung genommen. Auch einige ältere, z.T. bisher unveröffentlichte Untersuchungen, vor allem von Dmitrij Tschizewskij, der 1934 in Halle das Hauptwerk des Comenius entdeckte, werden ab-

gedruckt. Schließlich kommt Jan Amos Komensky-Comenius mit einigen charakteristischen, sonst schwer zugänglichen Texten selbst zu Wort.

Die Frage, ob comenianische Gedanken auch heute noch anregen, weiterführen, ja »Anwendung« finden, knüpft an einen Begriff an, der bei Comenius selbst eine zentrale Rolle spielt. Ihm ging es um die Beobachtung der Wirklichkeit, um ihre Durchdenkung, dann aber vor allem um die rechte Anwendung, den sachgemäßen Gebrauch¹ des Beobachteten und Durchdachten (zum comenianischen Dreitakt vgl. den Comeniustext S. 130 sowie die Ausführungen auf S. 14, 20, 53, 59, 310, 318 u.ö.). Eine Wissenschaft, die die Folgen des von ihr Entdeckten nicht bedenken oder sich nicht für sie zuständig fühlen würde, könnte zu einer tödlichen Bedrohung unserer Welt werden. Im Blick auf diese Gefahr ist die Beschäftigung mit dem Denkansatz des Comenius hochaktuell und wegweisend.

Comenius war nicht *nur*, aber gerade *auch* als Pädagoge seiner Zeit voraus. Hier hat er bisher die größte und zwar geradezu universale Wirkung erzielt. Verschiedene Beiträge des Buches gehen dieser Wirkungsgeschichte nach. In ihnen kann, zumindest teilweise, dankbar Vollzugsmeldung erstattet werden: Viele der Vorschläge Komenskys zu Didaktik und Pädagogik sind heute Allgemeingut erzieherischer Theorie und Praxis. So umfaßt Komenskys Programm bereits die »Mutterschule«, d.h. die vorschulische Erziehung (zu dieser S. 48f., 62), aber auch die Erwachsenenbildung (S. 50, 181–200). Jedoch beruht Komenskys Hoffnung im Blick auf die Lernfähigkeit des Menschen nicht auf frühauflärerischem Optimismus, sondern wurzelt in seinem Glauben an Gott den Schöpfer, Wiederhersteller und Erneuerer des Universums. Aufnahme und Anwendung fand freilich weitgehend nur ein säkularisierter Comenius. Doch war die Theologie für ihn kein ablösbarer Rahmen für seine Pädagogik. Vielmehr muß man die Erziehung – nicht nur der Kinder und Jugendlichen, sondern des ganzen Menschengeschlechts – als inhärenten Teil seiner Glaubenspraxis sehen. Die gebotenen Texte aus der *Panergesia* des Comenius (S. 113–129) sind eine gute Einführung in dieses Denken.

Desto bedauerlicher ist es, daß Comenius in der deutschsprachigen Theologie bisher weitgehend übersehen worden ist. Werner Korthaase weist in seiner umfassenden Besprechung zeitgenössischer Comeniusliteratur (S. 246–341)²

¹ Vgl. etwa den auf S. 113–118 abgedruckten Comeniustext aus der »*Panergesia*«, bes. S. 114.

² Unter der besprochenen Literatur nicht erwähnt und daher hier nachgetragen sei das Comeniusheft der »*Unitas Fratrum*« (Nr. 32, 1992) mit den Vorträgen der Comenius-tagung der Evangelischen Akademie Bad Boll vom 10.–12.2.1992.

kritisch auf dieses Manko hin. Der Bischof der Brüderunität, der in der Unität den »Prototyp« einer vereinigten Menschheit sah (S. 226, vgl. auch S. 205 – einen Text von Johann Gottfried Herder – und S. 213), ist bisher kein Kirchenvater deutschsprachiger Theologie geworden. Korthaase referiert vereinzelte Forderungen nach einer stärkeren Beschäftigung mit dem Theologen Comenius (S. 308–313). Die trinitarische Struktur seines Denkens könnte noch heute bei der Überwindung von Engpässen eines dogmatischen Dualismus behilflich sein (so Herwart Vorländer, referiert auf S. 310). Die praktische Theologie könnte, im Licht der Theologie des Brüderbischofs gesehen, einen neuen, gleichberechtigten, ja zentralen Ort im Gefüge der theologischen Disziplinen erhalten.

Die Beiträge des Buches bieten eine gute Einführung in das pädagogische Lebenswerk des Comenius und seine Wirkungsgeschichte. Doch wird auch die theologische, allgemeinphilosophische (S. 10ff.), sprachphilosophische (S. 316) und politisch-irenische Bedeutung (S. 120ff., S. 208ff.) Komenskys gewürdigt. Die vielfältige, gelegentlich auch kritische³ Resonanz auf das Werk des Comenius kommt insbesondere in den umfangreichen Referaten über die moderne Comeniusliteratur zum Ausdruck. Auch fortgeschrittene »Comeniologen« werden erstaunt sein über die breite Wirkung, die Comenius in Rußland gefunden hat (S. 215–245), oder über die beachtliche Comeniusrezeption in Japan (S. 276–281).

Das Buch macht Appetit darauf, sich erneut mit Comenius zu beschäftigen und sich von seinem Denken anregen zu lassen.

Helmut Bintz

Maria Lenders: *Strijders voor het Lam. Leven en werk van Herrnhutter Broeders en Zusters in Surinam 1735–1900*. Caribbean Series, KITLV Uitgeverij, Leiden 1996

Maria Lenders is a Dutch cultural anthropologist. Some years ago she received a doctoral degree from the University of Amsterdam for her recently published dissertation, entitled »Warriors for the Lamb. Life and Work of Moravian Brothers and Sisters in Surinam 1735–1900«.

The title is promising, but the summary on the back cover is irritating: »The Moravian faith sustained and ultimately enforced the superiority of men over women and of whites over black and coloured people. As often in colonial history the Western sense of superiority played here an important role«. It feeds the suspicion that this is again one of those wiseguy doctoral dissertations which

³ Kritische Anfragen an Comenius werden etwa auf S. 261–264 und S. 317ff. referiert.

force mission history into an ideological strait-jacket, this time of twentieth-century feministic gender-ideology. The book itself offers an encouragement to think that way. In the Introduction we are admonished that in this publication the Moravian Mission in Surinam has been studied from the »gender« perspective e.g. »the total of social, psychological and cultural constructions of masculinity and femininity by which one is domesticated through socialization«. And in the final chapter V (»Emancipation but not for everybody«) the author concludes that »the Moravian gender ideology was oppressive for the sisters and female converts by means of exclusion and hierarchical formation«. And indeed she finishes her book with the sentence from the back cover quoted above.

But anyone who continues reading in spite of the author's ideology and the reader's prejudice will discover that the main body of the book offers in four chapters a carefully documented analysis of the situation and work of the Moravian missionaries, paying full attention to the often neglected role of women. The body focuses especially on the mission among the slaves and among the Creole congregations (which had its roots in this mission branch). Some attention is paid to the missions among the original (Amer)Indian tribes and among the Maroons (Bush-Negroes), but the recent missions among the Asian immigrants are beyond the scope of the historical period. The author has consulted the major works on Moravian Surinam mission and church history and she has researched carefully in the archives in Herrnhut, Zeist/Utrecht and Paramaribo. Correspondence from and to mission boards as well as diaries and memoirs of missionaries have been extensively used and translated into Dutch.

Chapter I summarizes the Moravian history, organization and ideals. Special attention is paid to Zinzendorf's ideas of mission, marriage and family life, and rightly also to the concise mission manuals of his successor Spangenberg which have played an important and longlasting role in mission practice. Chapter II-IV deal with certain aspects of the mission in Surinam in three periods. The first period, 1735-1825, saw a century of difficult and lonely pioneer mission facing strong opposition from the Surinam planter society. The second period, 1825-1863, was marked by church growth and a change in the attitude of society. In the third period, 1863-1900, after slave emancipation in the Dutch territories, there was not only freedom for mission, but missionary leaders were allowed into the colonial elite, and a Creole people's church emerged which already produced critical voices. Every chapter offers a bird's eye view of colonial society and the position of women in the period concerned, a description of relations between the Moravian Mission and colonial society, of the missionaries way of life and how they supported themselves and of the role of the »sisters«.

the female missionaries. Each chapter concludes with a description of the period's mission work. There are notes on evangelism and congregation building, but more attention is being paid to education, social service and family relations. The rather generalizing description of such long historical periods is supplemented with the biography of a typical missionary couple from each period. The Appendix adds some interesting documents such as questionnaires for the evaluation of missionary candidates by the leaders of the congregational divisions of the Moravian home settlements, and charts with the professional vocations of the missionaries and the composition of their families.

An important part of the Moravian missionary community in Surinam were the female missionaries from the home congregations. From 1735 till 1900 approxim. 250 »sisters« and 300 »brothers« were commissioned. The majority were couples. In the 18th century quite a few single brethren served in the field. Usually there were a few widows, but only at the end of the 19th century were single sisters sent out, especially for schools and care of the sick. In the 18th century there were very few children in the »Mission Family«, as they returned to Europe at a very young age; but in the 19th century they were allowed to remain until the age of 6 or 8, forming one-third of the missionary community at that time.

Lenders notes that the nuclear family of husband, wife and children was for the missionaries the ideal model, but not the most frequent family unit! In the 18th century and at the beginning of the 19th the common household was the predominant situation. Married couples, single men, widows and widowers lived together in a kind of commune. The missionaries were prepared for sacrifice of comfort and privacy by their training in the »choir houses« and by the *Streiterehe* (»warrior's marriage«) in their home settlements. Men and women worked hard together to survive and to earn their livelihood. And together they dedicated themselves to the mission work – the missionary sisters among the female part of the congregation. Around the middle of the 19th century the missionary family pattern changed, due to the opening up of the rural plantations for the mission and the growth of the slave congregations in and around the capital city of Paramaribo. The missionaries were now scattered in nuclear families among the mission stations and parsonages (although in that period some mission stations were led by widows). This allowed the housewife to pay more attention to her husband and children. In the third period after the emancipation of the slaves the task of the missionary sister changed even more as a result of specialization, clericalization, individualization and indigenization.

The mission specialized in business, schools, care of the sick and congregational work. It was clericalized by the arrival of trained male theologians »who

grabbed the priestly office«. It was individualized by salary supplies to set up family households. It became indigenized by the training of Surinamese men (!) as teachers, catechists and pastors. These took over the duties of the missionary sisters, who lapsed into an isolated position within the nuclear family, identifying with the role of housewife in European ideology.

The indigenous sisters, mostly female slaves, found themselves in a difficult position. Marriage for slaves was prohibited, husband and wife were allowed to be sold separately, female slaves in a raw white male society were often sexually abused. But in the Moravian congregation they were treated with respect as baptized »sisters«; and in the 19th century they functioned in ecclesiastical offices as »*Helferin*« and »*Dienerin*«. However, the Moravian Mission tried to create some order in the loose and damaged family relations of slave society by the introduction of the »*Verbontoe*« (covenant), a kind of ecclesiastical semi-marriage. And after emancipation they tried under official pressure to introduce civil marriage by disciplinary measures on a grand scale, as the colonial government did not recognize the *Verbontoe* or church marriage. In this way European values and standards of monogamy and heterosexuality were enforced. This in turn stimulated a strong protest from the emancipated indigenous congregation. Moreover, indigenous women were not considered for mission training as teacher or catechist nor for election as elder at the institution of local church boards. Therefore, the author concludes, for the Creole women emancipation was no liberation but threatened her with a new marriage slavery.

These conclusions seem to result not so much from the perspective of 18th and 19th century mission history as from 20th century western ideology. The nuclear family (defined as a dominant provider/father and a dominated housewife/mother) is the author's bogey as being unworthy of a missionary sister. Therefore the 18th century seems to be preferable to the 19th century. However, in the 18th century Moravian homebase family homes existed side by side with the »choir-houses« for brothers and sisters; both patterns were important. On the other hand, in the 19th century husband and wife were commissioned together as a missionary couple; all missionaries served for a period in the common household in Paramaribo before moving to a mission station as a nuclear family; in this way one experienced both patterns of family life. In the same period missionary sisters were in charge of the spiritual care of the female half of the congregation. Moreover, being housewife on a busy mission station was and is certainly no isolation from society! And married sisters were often really happy to be able to spend some more time with their family and to have the children with them for a somewhat longer time. For many female missionaries serving in the family and serving the Lord and one's neighbour was no contradiction.

It is too easily said that the missionaries introduced »European« values and standards. In their diaries and correspondence they fiercely criticized white European society in Surinam. They rather tried to be true to biblical guidelines, and in this respect they had the support and guidance of indigenous leaders. The massive protest of the Surinam Creole congregation against the missionary leaders only erupted, rightly, when these tried to enforce by church discipline the western laws of the colonial government.

The mission's Christian emphasis on loyalty to the Lord and loyalty to one's partner may have created more difficulty for the brothers than for the sisters in the young congregations! Becoming a Christian in the situation of a slave society implied for the indigenous sisters the recognition of one's human worth and dignity; by law one was an object, but in the congregation one became a person. Consequently, as a witness to Christ one sometimes had to have the courage to say »no« to one's nominally Christian proprietor and to one's own people; often one had to pay the cost of much suffering for such an attitude. After emancipation, the indigenous sisters did not object against the mission's appeal to the responsibility of the fathers for wife and children in its efforts to overcome a bad inheritance of slavery. Indigenous sisters played an important and leading role in that period in the congregation and in the missionary community as female »Helpers«. And the Surinam Moravian sisters officiated as members of the local church board a long time before this was practised in the European congregations. In Surinam the Moravian Church (Brethren's Church) is sometimes jokingly called the Sisters' Church, which does not indicate a very oppressive organisation!

This is not to deny the author's thesis that Europeanism, sexism and racism played a role in the 19th century mission community even as the mission was allowed to become fashionable. Moravian male and female missionaries were also just part of their own country and time with its own prejudices. And there were no training courses in cultural anthropology! But they were willing to follow the Lamb in dedication to their Surinam brothers and sisters.

T sum up: this is an original and well documented book with an important point of view, but with one-sided, ideologically coloured conclusions.

Jan M.W. Schalkwijk

Wilhelm Faix, *Familie im gesellschaftlichen Wandel. Der Beitrag des Pietismus. Eine sozialgeschichtliche Studie*. Gießen, Basel: Brunnen 1997, 144 S.

Anlässlich des Jahres der Familie 1994 veranstaltete die Evangelische Allianz ein Seminar über die christliche Familie, das den Anstoß zu diesem Buch gab.

Der Verfasser, seit 1978 Dozent an der Theologischen Fachschule für Gemeindepädagogik und Mission in Adelshofen bei Heilbronn, stieß auf die erstaunliche Tatsache, daß kaum Literatur über die Familie im Pietismus existiert und hofft, für unsere Zeit »den reichen Schatz christlichen Familienlebens« wiederentdecken zu können.

Er gliedert in 7 Abschnitte, die chronologisch angelegt sind und vom 17. Jahrhundert (J.A. Comenius) bis an die Schwelle des 20. Jahrhunderts (H. Dallmeyer) reichen. Die beiden letzten Kapitel bieten eine Zusammenfassung und erörtern die Bedeutung der pietistischen Erziehung für die Gegenwart. Für die Leser dieser Zeitschrift ist Kapitel 3 mit der Darstellung von Comenius und Zinzendorf aufschlußreich.

Noch im 18. Jahrhundert sprach man gewöhnlich nicht von der Familie, sondern von dem »Haus« als der üblichen Form der Lebensgemeinschaft. Zum Haus gehörte nicht nur die Familie im engeren Sinn, sondern zählten auch Verwandte, Gesinde und Gäste. Erziehung war eine öffentliche Angelegenheit, die sich in der Hausgemeinschaft vollzog. Nach dieser einleitenden Standortbestimmung behandelt der Verfasser sehr kurz und holzschnittartig die Auffassung der reformierten und lutherischen Orthodoxie mit einem eigenen Abschnitt über die Hausväterliteratur und die Predigt über den christlichen Hausstand sowie die unterschiedliche Auffassung des Separatismus am Beispiel Berleburgs. Er kommt zu dem Ergebnis: »Gerade am Separatismus können wir gut erkennen, daß einseitige religiöse Erziehung sich auf die Kinder negativ auswirkt« (S. 16). Die Beurteilung der Orthodoxie ist allerdings sehr einseitig. Das Konzept einer »Hauskirche«, wie es von Salomon Glassen und Ernst Salomon Cyprian etwa in Gotha vertreten wurde, hätte einer positiveren und genaueren Darstellung bedurft. Dank der Arbeiten von L.L. Schücking und Klaus Deppermann wird der Puritanismus mit seiner festen Lebensordnung als Anknüpfungspunkt des Pietismus hervorgehoben.

Da Faix zu Recht im Pietismus »eine der großen Erziehungsbewegungen« sieht, setzt seine Darstellung des Pietismus bei Comenius als dem »Wegbereiter des Erziehungsgedankens im Pietismus« ein. Er vereinnahmt Comenius also nicht für den Pietismus, sondern sieht ihn als »Inspirator«, dessen Gedanken dann in Halle und besonders in Herrnhut praktisch umgesetzt wurden. Als beispielhaft zitiert er des Comenius »Informatorium für die Mutterschule«, das als »Mahnbüchlein für Eltern und Ammen« verfaßt wurde. Faix geht den Gedanken Speners über die Aufgaben der christlichen Familie anhand von dessen Katechismuspredigten nach. Franckes Sicht entwickelt er nach dessen »Großen Aufsatz« von 1794 und kleineren pädagogischen Schriften. Er sieht Franckes Gesellschaftskritik zusammen mit seiner »Hoffnung auf bessere Zeiten«, die ihn zu

einen universalen »Erziehungs- und Bildungsprogramm« ermutigte (S. 38). Unter den historischen Fallbeispielen nimmt Herrnhut mit 22 Seiten bei weitem den größten Umfang ein, und in der Tat entdeckt Faix in der Brüdergemeinde eine Fülle von Anregungen. »Das Neue, Andere und Besondere des herrnhutischen Erziehungsdenkens ist die *Gemeinschule* (= *Unitas Fratrum*), die von Anfang an im »Schoß der Gemeine« lebt« (nach Max Rublack) (S. 41). Er zeigt, wie Kinder in Herrnhut lebensmäßig lernten, durch Übernahme von kleinen Ämtern, durch eine natürliche Erziehung, bewußte Freizeitgestaltung, durch einen kindlich, fröhlichen Umgang mit dem Heiland, durch ihre Integration in die Gemeinde. Für Faix ist es bedeutungsvoll, daß Zinzendorf nach anfänglichen Versuchen einer Anstalterziehung schließlich der Familie den Vorrang gibt, und er sieht darin geistliche Gründe. »Die Familie ist eine Art Hauskirche und kann (wie auch die Gemeinde) durch ihr Leben ein Zeugnis für die Umwelt sein« (S. 48). Unter den zahlreichen Einrichtungen Herrnhuts für die Kinder (Kindersingstunde, Kinder-Betttag, Liebesmahl, Kinderlehrtag) hält Faix das Amt der »Kindereltern« bzw. der »Kinder-Väter« oder »Kinder-Besucher« zur Beratung der Eltern mit Kleinkindern für besonders beachtlich und sieht in der religiösen Früherziehung (Zusammenkünfte von Schwangeren, Klassenviertelstunden für Armkinder) eine in ihrer Zeit beachtliche Erkenntnis. Kinder sollen von früh an nicht mit einem falschen Gottesbild groß werden. Auch die Hineinnahme des Sterbens in das Leben der Kindergemeinde erscheint ihm vorbildlich, weil es den Kindern die Furcht vor dem Tod nimmt und zur Vorfreude auf Christus führt. Faix sieht m.E. durchaus richtig, wenn er im Blick auf die Rolle der Familie sagt: »Zinzendorf ging es um erweckliches Leben«, »um ein geisterfülltes Leben« (S. 62). Weil dies der Mensch nicht machen und erzwingen kann, darum kann die Gemeinde letztlich immer nur zu Christus hinführen, der ihre Mitte ist.

Es ist unmöglich, hier auf die Darstellung der christlichen Familie bei Oetinger, Oberlin, Zeller, Thiersch, Wichern und Dallmeyer einzugehen. In dem Schlußkapitel zieht Faix sehr vorsichtig Folgerungen für die Gegenwart. Er ist sich der veränderten Zeitlage bewußt und konfrontiert den Leser am Ende nicht mit festen Erziehungszielen. Er weist auf Aufgaben hin, die eine Gemeindepädagogik erkennen und bedenken sollte: christliche Familienerziehung als »Erziehung des Menschengeschlechts« mit universalem Charakter (vgl. Francke), Kindererziehung als eine christliche Aufgabe, die Entwicklung zeitgemäßer Frömmigkeitsformen christlichen Familienlebens, die Wiederentdeckung der Verantwortung des Mannes für seine Familie, die Integration der Familie in die Gemeine und die Familie als Aufgabe der Gemeinde und damit die Überwindung der Isolierung der Kleinfamilie.

Das Buch von Faix ist und will keine kirchenhistorische Darstellung der Familie sein, sondern gehört in das Gebiet der praktischen Theologie. Der Kirchenhistoriker müßte kritisch fragen, wie verhält sich die für Zinzendorf so wichtige Einteilung der Gemeinde in Chöre zur Familie, war diese nicht das übergeordnete, das die Gemeinde prägende Prinzip. Sah Zinzendorf nicht im Chorprinzip die Struktur, die das geistliche Leben Herrnhuts am ehesten in die Zukunft transportieren könnte? Die Familie hatte demgegenüber eine untergeordnete Rolle. Wer seine Lupe mit Faix auf Zinzendorfs Gedanken über die Familie richtet – und darin liegt der Reiz dieses Buches –, der entdeckt manche Fündlein. Sie werden den Herrnhuter gerade darum erfreuen, weil die Choreinteilung heute weitgehend aufgegeben wurde. Zinzendorfs Gedanken über die Familie wurden bisher zumeist den pädagogischen Gesichtspunkten untergeordnet, denn das Erziehungswesen war von Anfang an das große Tätigkeitsfeld Herrnhuts. Demgegenüber ist die motivgeschichtliche Untersuchung von Faix gerade in der geschichtlichen Zusammenschau reizvoll. Der Aspekt der Familie ist fruchtbar, weil er das Leben ganzheitlich sieht und nicht pädagogisch verengt. Damit tritt die religiöse Aufgabe in den Vordergrund. Wer sich Gedanken über das Erbe der Väter macht, der kann aus dem Buch von Faix Anhaltspunkte für eigene Gemeindeabende oder Gemeindegemeinschaften zu einem Thema gewinnen, das trotz mancher Auflösungserscheinungen der Familie heute noch immer oder gerade deshalb wieder akut ist.

Dietrich Meyer

Paul Willibald Schaberg: Einiges über die Entwicklung der Diasporaarbeit und der Sozietäten der Brüdergemeine im Freistaat Sachsen, der Lausitz und ihrer Umgebung (Herrnhut, Kleinwelka, Ebersdorf, Görlitz, Niesky, Guben, Forst), Weitefeld: Selbstverlag 1997, 78 S.

Bischof Schaberg legt mit dieser neuen Publikation bereits die dritte Veröffentlichung zum Thema Diasporaarbeit vor. Nach der Geschichte der Gemeinschaftspflege im Warthe-, Netze- und Oderbruch 1802–1945 unter dem schönen Titel »Dank an die Diaspora« und der »Geschichte der Brüdergemeine in Dresden 1721–1990« (1992), die aus einem Hauskreis Zinzendorfs hervorging und als Sozietät weiterbestand, widmet er sich nun der Diasporaarbeit im Umkreis Herrnhuts und Ebersdorfs. In einem ersten Kapitel werden wichtige Beschlüsse und Texte aus den Synoden von 1857 bis 1939 zum Diasporawerk mitgeteilt, die uns in die Organisation und Aufgaben der Arbeit, auch ihren Rückgang seit Ende des vorigen Jahrhunderts einführen. Das zweite Kapitel stellt die Arbeit in Sachsen und

der Lausitz, das dritte die Arbeit in Görlitz und Niesky und das vierte in Guben und Forst dar.

Der Wert der Veröffentlichung liegt zunächst in der Tatsache, daß dieser Arbeitszweig der Brüdergemeine, der im vergangenen Jahrhundert von außerordentlicher Bedeutung war, wieder neu bewußt gemacht wird. Angesichts der heutigen Situation, in der nur noch Reste erhalten sind, hat man kaum eine Vorstellung über die Kräfte und Opfer, die in dieses Werk geflossen sind. Die Ortsgemeinden waren immer nur die eine Säule der Brüdergemeine, die Diaspora die andere gleichwertige, die Mission außerhalb Deutschlands die dritte. Das verdeutlicht die Lektüre eindrucklich.

Für die Anfänge des Diasporawerkes konnte sich Schaberg auf die ältere Literatur stützen. Der Wert der Publikation besteht darin, daß der Fortgang der Arbeit bis zum Jahre 1990 untersucht und dokumentiert wird. So werden – und das ist besonders verdienstvoll – die verantwortlichen Diaspora- und Sozietätsarbeiter vollständig mit Kurzvita aufgeführt. Es ist eindrucklich zu sehen, wie unter den schwierigen Verhältnissen der DDR die Arbeit weiterging und etwa im Falle Herrnhuts auch nach der Wende keinen Einbruch erlebte. Für Herrnhut werden Auszüge aus den Jahresberichten und Statistiken von 1924 bis 1993 abgedruckt, die ein lebendiges Bild entstehen lassen. Bei den anderen Gemeinden bleibt es weitgehend bei den wertvollen Kurzviten der Mitarbeiter. Im Falle Nieskys wird der 7seitige Bericht von Hans-Jürgen Franz von ca. 1960 abgedruckt, der die Arbeit im 20. Jahrhundert bis zu ihrem Ende 1960 dokumentiert.

So bietet das Buch für alle Herrnhuter und die, die in der brüderischen Diaspora gelebt haben oder zeitweilig Kontakt mit ihr hatten, eine willkommene Lektüre. Für den historisch Interessierten ist es eine wichtige Quellensammlung und ein sehr nützliches Nachschlagewerk, insbesondere über die Diasporaapfleger.

Dietrich Meyer

Katherine M. Faull (Hrsg.): Moravian Women's Memoirs. Their Related Lives 1750-1820, New York 1997, 166 S.

Der vorliegende Band bietet 30 Lebensläufe von brüderischen Schwestern in Bethlehem, und zwar aus den Jahren 1742–1762 während der Phase des »kommunistischen« Lebensstils. Die ursprünglich meist in deutsch geschriebenen Texte wurden von der Herausgeberin ins Englische übersetzt, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen. Der Wert des Bandes liegt in der Quellenpublikation dieser bisher zu wenig beachteten und auch für deutsche Leser schwer zugänglichen authentischen Texte (Lebensberichte) von Frauen, die nicht nur einen Einblick in

das Leben der damaligen Kolonie Bethlehem, sondern in das Empfinden und Selbstverständnis dieser Schwestern geben.

Dem Textteil ist eine 30 Seiten umfassende Einführung vorgeschaltet, in der nicht nur die Prinzipien der Edition, sondern auch das historische Umfeld und die Besonderheit der Brüdergemeinde und der Frömmigkeit Zinzendorfs vorgestellt werden. Da die Herausgeberin, die eine Professur für Germanistik an der Bucknell Universität in Lewisburg/Pa. wahrnimmt, die Lebensläufe nach der Chorzugehörigkeit gliedert, stellt sie auch das Chorsystem und natürlich Zinzendorfs Verhältnis zu den Frauen (nach Otto Uttendörfer) dar. Zwei Abschnitte befassen sich mit Form und historischer Eigenart des brüderischen Lebenslaufes. Hier wird die besondere Nähe zu Christus als Freund, Bräutigam und sogar Ehemann und Christi Handeln und Wirken im Leben der Frauen etwa am Lebenslauf von Marie Minier (1732–1769) bei der Schilderung einer Abendmahlsfeier (S. XXXV) dargestellt. Eben deshalb trägt das Buch den Untertitel »related lives«, da sie auf Christus und die Gemeinde bezogen sind. Nach Mary Mason wird diese Form weiblicher Autobiographie als intersubjective »conversation« with an Other or others bezeichnet. Nach Faull halten sich innerer und äußerer Lebensbericht bei den Herrnhutern die Waage. Betont wird das Interesse Zinzendorfs an der Individualität und dem je besonderen Entwicklungsgang. Die Interpretation des gelebten Lebens als ein Beispiel für Gottes Wille und Gnade trete nach Ian Watt nun neben die Interpretation des biblischen Textes. Faull sieht in den Biographien kein festes vorgegebenes Schema, wie gelegentlich behauptet wurde, sondern eine Vielfalt der Formen und Mischung aller Typen der Autobiographie.

Der Reiz des Buches besteht in den Biographien selbst. Die Unterscheidung nach den Chören (Ledige, Verheiratete, Verwitwete) trägt zum Verständnis der einzelnen freilich wenig aus. Prägender ist die Herkunft der Frauen, meist aus Deutschland oder Amerika, aber auch aus Böhmen, England, Frankreich, Antigua und Afrika. Neben den bekannten Gestalten mit umfangreicheren Lebenslauf wie Anna Rosina Nitschmann, die das Chor der Ledigen Schwestern in Bethlehem über viele Jahre leitete, und Anna Johanna Pietsch, die aus dem engsten Mitarbeiterkreis Zinzendorfs kommt und 1747 Generalälteste der Ledigen Schwestern wurde, später mit Nathanael Seidel verheiratet, stehen unbekanntere Namen mit z.T. recht knappen Viten. Neben eher geistlichen Lebensbeichten stehen Berichte über die Kämpfe der Indianer gegen die Brüder wie der von Marianna Höht (1737–1772), die dem Tod durch Verbrennung nur durch die Einwilligung in die Heirat mit einem Indianer entgehen konnte. Eine faszinierende Lektüre für den, der seine englischen Kenntnisse auffrischen will. Ein Glossar, Literaturverzeichnis und ein Orts- und Personenindex erleichtern das Verständnis.

Dietrich Meyer

Personen-, Orts- und Sachindex

- Aalen, Leiv 54
Aarau 77, 83, 94, 95, 96
Abyss (Stadtarzt) 90
Albertini, Jakob Ulrich von 90, 93,
95–98
Albertini, Johannes Baptist von 93
Aletrino (Mitpassagier) 39
Amsterdam 21, 38
Ana Semiri (Köchin) 33
Anstein, (Verwalter) 41
Azoren 36
- Bad Ragaz 83, 90
Bad Pfäfers 90
Baden 16
Barby 82, 83, 94, 102, 105
Basel 77, 83, 85, 86, 94–97
Batavia, Etablissement 24, 27, 31,
41, 47
Bauch, Chr.Tr. & Chr. W. 29
Bauch, Caroline 29
Bautzen 10, 27, 38
Beatenberg 77
Beck, Johann 102
Becklind, Anna Magdalena 86
Bedford 82
Beekhuizen 25
Berbice 14
Berlin 79, 105
Bern 77, 83, 86, 94, 96
Berthelsdorf 38, 74, 83, 105
Schloß 83, 84
Berthold, Gustav Theodor 41
Berthold, Emi 34
Bez, Samuel 86, 87
Bez, Susanna 86, 87
- Binder (Vikar) 17
Bivio 100
Bleichen, H.J. & H.S. 50, 51
Böhnisch, Friedrich 102
Bondo 93, 98–100, 103
Bönnigheim 15, 16, 38
Brauer, Gottlieb 29
- Calcker, Br. van 51
Caprez, Johannes 100
Castasegna 100
Catharina Sophie 13
Celerina 93, 100
Charlottenburg 24, 26
Chiavenna 84, 93, 99
Chur 83, 84, 86, 90, 97, 101
Clemens, Hermann 47, 51
Colmar 77
Commewijne 14, 24
Cottica 14
Cranz, Agnes, geb. Lange 105, 106
Cranz, Christian Friedrich 105
Cranz, David 75–108
Alte und neue Brüderhistorie 103,
104
Historie von Grönland 101–103
Idea Constitutionis Fratrum 104
Zeremonienbüchlein 88, 90, 101,
103
Cranz, Gottlieb Benjamin 105
Cranz, Johann 76
Cranz, Johann David 105
Cranz, Regina, geb. Kamke 76, 79
Cukenheimer, Herr 88, 94
- Däniken 77

- Dänisch-Westindischen Inseln 97,
 102
 Davos 94
 Deggler, Maria Barbara 83
 Dessau 82
 Dießbach 77
 Dobler, Adolf 29, 31, 32, 49
 Dobler, August 13, 23, 27, 38
 Dobler, Elise 11, 31, 34, 38
 Dobler, Elise Friederike 31
 Dobler, Friedrich Wilhelm 28
 Dobler, Helga 10
 Dobler, Johann Daniel 9
 Dobler, Johannes 9, 10, 15, 20, 24,
 26, 27, 29, 31–34, 36–38, 40–43,
 45–48
 Dobler, Lydia 42
 Dobler, Marie Elisabeth 10
 Dobler, Max Leonhard 10
 Dobler, Theodor Johannes 26
 Dobler, Theodor 10, 26, 28, 29, 38
 Dobler, Wilhelm 31
 Dobler, Wilhelmine Auguste 26, 27
 Döhrmann, Christian 29
 Döhrmann, Wilhelm 27
 Donders, Priester 31
 Dörrbaum, Johann Philipp 84
 Drechsler, Lydia 34, 35
 Dresden 38, 53–57, 59–64, 67–69,
 71–73
 Ostra 59
 Friedrichstadt 59

 Ebersdorf 65, 69–72, 83
 Eichenauer, Elise 34
 Eislöffel, Johann Adam 28
 Engadin 90, 93, 94, 98–100
 England 80, 82

 Faial 36
 Fane, Mary Viscountess de 93
 Filisur 90
 Fischer, Br. 87
 Flüelapaß 98
 Frankfurt/Main 94
 Freiburg 94
 Frizzoni, Johannes Baptista 93, 98,
 99, 103
 Fueter, Schw. 87
 Fulneck 82

 Gambs, Daniel Friedrich 20
 Genf 77, 83, 86, 87, 94–96
 George II von England 93
 Gerhard, Carl Friedrich Wilhelm
 46
 Gerlach (Buchändler) 57, 58
 Gersdorf, Abraham von 77
 Gisius (Makler) 27
 Glöckler, Carl 29
 Gnadau 38, 77
 Gnadenberg 82, 105, 106
 Gnadenfrei 38, 83, 105, 106
 Görlitz 105
 Gradin, Arvid 77
 Graubünden 83–87, 90, 93–101
 Groningen (Suriname) 14
 Grönland 75, 101–103
 Großhennersdorf 80

 Hahn, Pfr. 38
 Hahn, (Helfer) 18
 Halle 76
 Hanau 83
 Harpeter (Drucker) 59
 Hartmann, M. 23
 Harwich 39
 Heerendijk 82

- Heidelberg 94
 Heinsius (Drucker) 69, 70, 72
 Hellström, Br. 50
 Herrnhag 76, 79, 80, 82
 Herrnhut 15, 38, 76, 77, 80, 83–85,
 89, 97, 101, 103, 105, 106
 Kinderanstalt 78
 Hesslach 38
 Heuchelberg 16
 Höfly, Anna Catharina 86
 Holland 33, 37, 75, 101
 Homosexualität 30
 Höppner, Jul. 29
 Hornberg 9, 38
 Hörsch (Frau) 16
 Horta 36
 Hugo, Susanna 86
 Humphries (Administrator) 27, 30
 Hutton, James. 85, 86, 100
 Hutton, Louise 85, 86, 100
 IJmuiden (siehe auch: Nieuwediep)
 39
 Ilanz 100
 Indien 13
 Jacobs, Johann Heinrich 21
 Janett, Johannes 95
 Jansa, Johann Gustav 26
 Jenins 90, 95, 99
 Julierpaß 100
 Jüngerhaus, siehe: Pilgergemeinde
 Jüngerhausdiarium 78–81
 Kamke, Regina 76, 79
 Kapprovinz 14
 Katharina II. von Rußland 97
 Kleinmann (Pfr.) 17
 Kleinwelka 10, 27, 34, 38, 41, 83,
 105
 Köln 101
 Kopenhagen 102, 103
 Kraus (Vikar) 17
 Krause (Drucker) 59
 La Punt 90, 93, 95
 Lange, Agnes 105, 106
 Langental 77, 94
 Lausanne 83, 86, 96
 Layritz, Paul Eugen 97
 Leeds 82
 Lehmann, Carl Rudolph 28
 Leipzig 54–57, 60–62, 67, 69, 72,
 73, 77
 Leipziger, von (Konstistorialpräsi-
 dent) 61
 Lichtenfels 102
 Lieberkühn, Samuel 106
 Lindheim 79, 85
 Lomas de Cocoyoc 10
 London 80, 82, 88, 89, 93
 Lindseyhouse 82
 Loretz, Johannes 97, 98, 100, 101
 Loretz, Martin 100
 Löscher, Valentin Ernst 60, 63, 67
 Losdorf 94
 Lotter, Adam 64, 65
 Lutz, Samuel 77
 Lyons, (Arzt) 47
 Macrait, Jakob Benjamin 83, 86,
 87, 90, 100
 Majola 93
 Maladers 84
 Marienborn 77–79, 85, 89, 94
 Maroni 14
 Marperger, Bernhard Walter 67
 Marschall, Johann Ludwig von 77
 Menze, Johann 34

- Mexiko 10
 Montbéliard 87, 95
 Montecheroux 87
 Montmirail 77, 83, 85, 87, 89, 90,
 94–97, 101
 Mosebach, Christine Wilhelmina
 34
 Mosebach, Elisabeth 34
 Mosebach, Martha 34
 Münch, Johannes 28

 Naugard (Nowogard, Hinterpom-
 mern) 75
 Neuchâtel 86
 Neudietendorf 38, 83
 Neuherrnhut 102, 103
 Neuwied 10, 13, 17, 19, 20, 38, 51,
 77, 82, 84, 93, 97, 101, 102
 Niesky 38, 83, 105
 Nieuwediep (IJmuiden) 21, 38, 39
 Nonnig, Friedrich Heinrich 28
 Nordamerika 14, 97

 Oertel, Augustin 63, 65, 66, 70, 72
 Oertel, Christiane Sophie 70, 71
 Oertel, Johann Gottfried 66
 Oppenheim 77

 Para 14, 24
 Peistel, Karl Heinrich von 76, 84
 Pennsylvania 83
 Perica 26
 Perini, Conradin 90
 Perini, Peter 94
 Perini, Paul 94
 Petrus François 48, 50
 Pfäfers 84
 Philippine (Mulattin) 28
 Pilgergemeinde 76, 77, 97, 101

 Pilgerhut (Berbice) 14
 Planta-Wildenberg, Angelica von
 94
 Planta-Wildenberg, Johann Heinrich
 von 84, 90, 94, 95
 Planta-Wildenberg, Margaretha von
 93
 Pommern 93
 Pomsel, Johann Benjamin 56, 63–
 74
 Portsmouth 40
 Prättigau 94

 Raatz, Br. 46
 Räbel, Schw. 19
 Rätthling, August 27
 Rätthling, August Heinrich 22
 Rätthling, Julius 34
 Reichel, Hellmut 89
 Rixdorf 105
 Roggwil 94
 Rothe, Johann Andreas (Actuar) 68
 Rust en Werk 24, 26

 Sachsen 79, 80
 Salem, North-Carolina 83
 Salis, Cornelia Dorothea von 84, 99
 Salis-Soglio, Hieronymus Graf von
 93, 99
 Saramacca 14, 27, 41, 44, 46, 49,
 50
 Schaffhausen 83, 97, 98, 99
 Schlesien 75, 105
 Schmid, Schw. 87
 Schnatterer, Friederike 15
 Schwarzbach, Johann Christian 61
 Schwencke, Johann Adelbert 60
 Schwencke, Johann Heinrich 56,
 58–64, 66, 68–70

- Schwenssen, Hans & Christine 34
 Slengaaarde, (Administrator) 42, 43
 Snomolas, Joseph 47
 Soglio 93, 99, 100
 Spangenberg, August Gottlieb 104
Leben des Herrn ... Zinzendorf
 104
 Speyer 77
 Sprecher, Dorothea Elisabeth von
 93
 Sprecher, Hauptmann von 93
 St. Moritz 90, 93
 St. Petersburg 97
 St. Thomas 14, 102
 Stähli (Arzt) 86
 Stähli, Anton 90, 100
 Stanke, Johannes 28
 Stein 87
 Stettin 79
 Stolpen 77
 Stößel (Drucker) 59
 Stuttgart 15, 38
 Surinam 9–14, 20–24, 35, 40, 51
- Tank, Nils Otto 22, 25
 Theologisches Seminar 76, 78, 79,
 85
 Thun 77
 Thusis 84
 Tirol 103
 Tomas, Eva 15
 Tontje, Thomas 42
 Treu, Wilhelm 21, 23
- Uhyst 83
 Ulbricht, Geschw. 38
 Ulrich, Johann Kaspar 88, 89, 94,
 106
- Unitätsältestenkonferenz 104
 Unitätsdirektorium 101
 USA 10, 13
- Veltlin 84
 Vetter, Maria 27
 Volckarius, Gottlob Theodorus 75
- Waldenbiurg 77
 Wallis, Georg 83, 86, 88–90
 Watteville, Friedrich von 84
 Watteville, Johannes von 97
 Watteville, Nicola von 84–87, 90
 Weezenhagen, (Kommissar) 44
 Weidling, Br. 85, 87
 Wesley, John 80
 Westfalen 101
 Willi, Daniel 83, 84, 86
 Winkler, Schw. 20
 Winterthur 87, 95
 Wullschlägel, Heinrich Rudolph 29
 Wünsche, J.G. & J.Chr. 26
 Wursteling Jacobs 24
 Württemberg 15, 16, 77
- Zehler (Buchhändler) 57
 Zeist 20, 38, 51, 80, 82, 83
 Zernez 83, 84, 90, 94, 98, 99
 Zinzendorf, Christian Renatus von
 79
 Zinzendorf, Nikolaus Ludwig 75–
 108
 Zinzendorf 53–55, 58, 60–63, 65–
 67, 70–72
Berliner Reden 97
Parther 53
Summarischer Unterricht 88
 Zürich 77, 83, 85, 87–89, 94, 95,
 97, 98

Anschriften der Herausgeber

Pfarrer Dr. Helmut Bintz

D 73087 Bad Boll, Mörikeweg 19/1

Pfarrer Karl-Eugen Langerfeld

D 02906 Niesky, Plittstraße 2

Kirchenarchivdirektor Pfarrer Dr. Dietrich Meyer

D 40237 Düsseldorf, Graf-Recke-Straße 221

Archivar Dr. Paul Peucker

D 02747 Herrnhut, August-Bebel-Straße 35

Pfarrer D. Hellmut Reichel, Bischof der Brüder-Unität

D 78126 Königsfeld, Rotwaldstraße 27

Professor Dr. Hans Schneider

D 35043 Marburg-Cyriaxweimar, Im Feldchen 20

Anschriften der Autoren

Thilo Daniel

Liststraße 1, 01127 Dresden

Pfarrer Dr. Holger Finze-Michaelsen

Ev. Pfarramt, CH-7220 Schiers GR

Pfarrer Dr. Matthias Meyer

Werderplatz 15, 68161 Mannheim

Prof. Dr. Ursula Thiemer-Sachse

Freie Universität Berlin, Lateinamerika-Institut,

Rüdesheimer Straße 54–56, 14197 Berlin

Übersetzung der Summaries: Dr. Colin Podmore, London

Reproreife Seitenerstellung: Andrea Siebert, Neuendettelsau

Druck und Einband: Freimund-Druckerei, Neuendettelsau